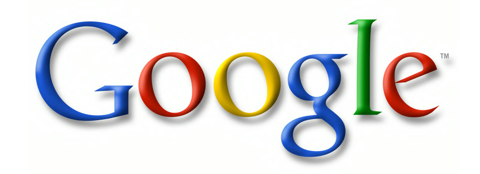


Das Ende des kolonialpolitischen Zeitalters

Von

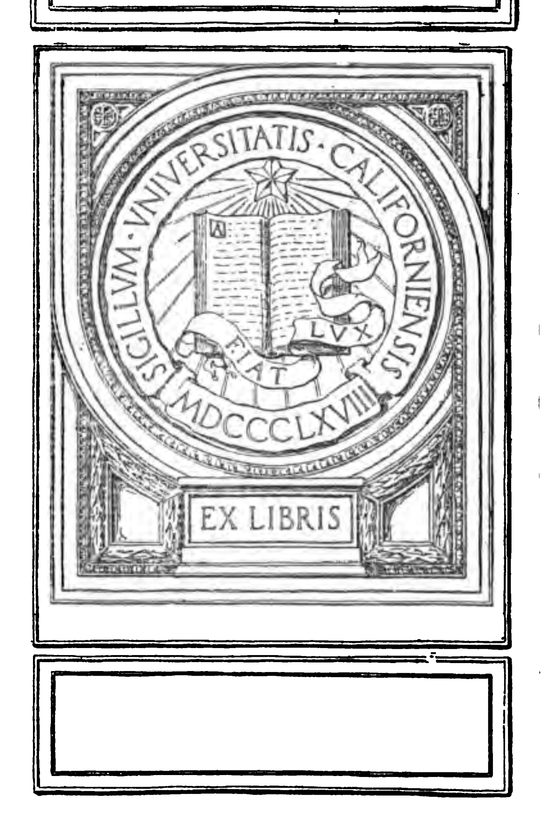
Dr. Karl Hoffmann

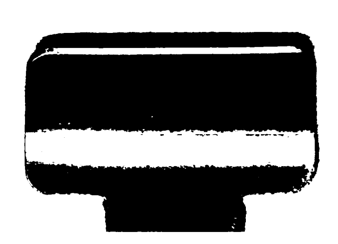
4. bis 7. Tausend





Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS





Das Ende des kolonialpolitischen Zeitalters

Grundzüge eines wirtschaftsorganischen Genossenschafts-Imperialismus

von

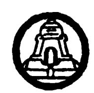
Dr. Karl Hoffmann

4. bis 7. Tausend



1918

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig



West-östliche Staats- und Wirtschaftsdenkmäler

2

Druck der Roßberg'schen Buchdruckerei in Leipzig

Inhaltsverzeichnis

Einführung

Es ist ein Entwicklungsgesetz in der Geschichte, daß eine jede politisch leistungsfähige Nation, sobald ihr Dasein sich „saturiert“ hat, nach einer übernationalen Aufgabe greift. Man nennt das ihre imperialistische Entfaltung. Das Imperium ist eine übernationale Sozialschöpfung durch das vorherrschende Volk.

Als das Volk der Deutschen seinen hundertjährigen Traum erfüllt und seine Einheit vollbracht hatte, sah es sich plötzlich als nationaler Großstaat mitten in die Weltläufte versetzt, ohne eine neue und selbständige Aufgabe zu haben. Es fühlte den inneren Zwang, imperiumartig zu leben, und wußte nicht, wie es das anfangen sollte. Darum machte es nach, was es bei den anderen sah. Es begann, ein Kolonialreich herzustellen. So bescheiden die Anfänge unserer bisherigen Kolonialpolitik nun immerhin blieben, sie sind doch Anfänge einer prinzipiell gewollten, bewußten imperialistischen Entwicklungsrichtung gewesen. Und Kolonialpolitik als Prinzip des Imperialismus, das bedeutet ihre Ausführung zu jenem überozeanischen und gleichsam universalen System, wie es die neueren Völker Europas seit vier Jahrhunderten hervorgebracht hatten. Sie bedeutet einen interkontinentalen Imperialismus zum Zwecke der wirtschaftlichen Nutznießung unterworfener Länder, wie ihn das englische Reich in vollkommenster Weise zum Ausdruck bringt, mit all seinen Leistungsmöglichkeiten und seinen Schwächen. Wir können es getrost eingestehen, daß wir in den Jahrzehnten vor dem Kriege diesen englischen Imperialismus nachzuahmen versuchten. Gerade im letzten Jahrzehnt war der Gedanke kolonialer Entfaltung über die Meere hinweg zu einem

Gemeingut des Volkes geworden. Unsere nationale Sehnsucht, zu gelten und gestalten zu wollen, fand ihre Auslebung in liebgewordenen Bildern von der Seegewalt des Reichs und von deutschen Kreuzern, die in allen Meeren heimisch sind und schwarzen, bräunlichen und gelben Menschen Achtung und Furcht vor einem großen weißen Sultan und dankbares Zutrauen zu der Überlegenheit deutschen Könnens einflößen. Man nannte das Weltpolitik.

Für alle ehrlichen deutschen Imperialisten war England das Vorbild, dieses Inselland mit seiner Beherrschung der Ozeane und seiner Gewalt über die Märkte und schier unerschöpfliche Rohstoffgebiete, mit seinem Angelsachsentum in überseeischer Ferne, das sich überall zu Hause fühlt. Aber nicht im geringsten ist es den Deutschen gelungen, ein stabiles Kolonialreich oder auch nur die Grundlagen dafür zu erschaffen. Es gelang ihnen nur, zwei kleine, sozusagen voneinander getrennte und in sich selbst nicht kompakte koloniale Wesen zu bilden, das eine in Afrika und das andere in Ozeanien. Und man muß sagen, daß das ozeanische Kolonialwesen weit methodischer, als das afrikanische angelegt wurde. Doch heute ist davon nichts mehr übrig.

Die Frage nach dem künftigen Schicksal unserer alten Kolonien und nach neuem kolonialen Erwerb nimmt in der gegenwärtigen „Erörterung der Kriegsziele" einen ebenso breiten Raum ein, wie das Interesse für die neuen Reichsgrenzen und die Zukunft der eroberten Europagebiete. Beide Fragenkomplexe stehen ja auch schließlich durch die Austauschmöglichkeiten in einer äußeren Beziehung. Für die innerliche Beschäftigung des Publikums mit diesen Dingen hat auf jeden Fall der Gedanke der Kolonialpolitik immer noch oder schon wieder ein viel stärkeres Gewicht, als es ein anderer politischer Gedanke, der in den beiden Schlagwörtern „Von Berlin bis Bagdad" und „Mitteleuropa" enthalten liegt, jemals aufbringen könnte. Naumanns bekanntes Buch und die Freilegung unserer Verbindung mit Konstantinopel brachten diese Schlagwörter einst in die Öffentlichkeit, und es wurde darüber fast übersehen, daß schon im Herbst 1914 die

Broschüre „Ein mitteleuropäischer Staatenverband“ von Franz v. Liszt ihre Grundrichtung in Bewegung versetzt hatte.

Der praktische Gehalt des ganzen Gedankens kreist mit mannigfachen Zwischenstadien um zwei Extreme, die sich eben in jenen beiden Schlagwörtern ausdrücken. Er spaltete sich von vornherein in eine nüchterne Selbstbeschränkung und in eine ideologische Steigerung und Weitung. Jene schließt das Schwergewicht ein in das Wirtschaftsleben des engeren Mitteleuropa, und diese verlegt das Schwergewicht in das Politisch-Geniale. Die am meisten Erfüllten schwärmten damals von einem neuen Ghibellinentum und sahen schon das moderne ghibellinische Reich von Antwerpen und Hamburg bis nach Arabien. Eine Wiedergeburt der Mittelmeer- und Orientpolitik der Hohenstaufenkaiser wurde geweissagt. Aber nur eine schwankende oder vorübergehende Zeitungsmodernität wurde erreicht.

Das ungewiß Schwankende dieser Anerkennung und Geltung drückt sich deutlich genug darin aus, daß schon das bloße Interesse immer von den Kriegsereignissen abhängig blieb. Im Verlaufe des Jahres 1915, während der östlichen Expansion unserer Heere und der Balkan- und Dardanellenkämpfe, gruppierte sich das Interesse um ein kontinentales Motiv: es erwies sich für das „neue Ziel“ einigermaßen empfänglich. In jenen Monaten entstand auch die Frage nach der Ost- und Westorientierung und nach dem „Hauptfeind“. In demselben Grade aber, in dem man mehr und mehr England als den Hauptfeind erkannte, wandte sich die Aufmerksamkeit von den innereuropäischen und vorderasiatischen Angelegenheiten ab, um zurückzukehren zu vorwiegend maritimen und kolonialpolitischen Dingen. Einfach auf Grund einer Ideenassoziation. Denn seit jeher waren dieselben Kreise, die England gegenüber eine von Neid getragene Bewunderung oder von Bewunderung getragene Feindschaft empfanden, auch die heftigsten Wortführer des Kolonialimperialismus gewesen. Soweit man die Vorderasienpolitik neuerdings noch im Auge behielt, faßte man sie gern auf als Mittel zum Zweck, eben zum Zweck von Wirkungsmöglichkeiten im kolonialpolitischen Sinne.

Die mitteleuropäischen Wirtschaftsfragen hatten längst begonnen langweilig zu werden, und seit dem Verlust Bagdads möchte man von Mesopotamien kein Wesen mehr machen und am liebsten so tun, als ob man sich eigentlich gar nichts Großes dabei gedacht habe.

Fraglos ist der Mitteleuropa- und Berlin—Bagdad-Gedanke noch immer „beliebt". Gewiß, man weiß, daß es sich um eine Fortsetzung und Festigung unserer militärischen Bündnispolitik in die Friedenszeiten hinaus und um ihre wirtschaftlichen Vertiefungen handelt, und nicht das geringste hätte man dagegen zu sagen. Aber die große Menge verfiel noch niemals auf die Erwägung, ob nun diese bloße Wirtschafts- und Bündnispolitik mit der wirklich großen Politik unserer eigenen Entwicklung in einem anderen, als nur indirekten Zusammenhang stehe. Denn schließlich gehen die „Einzelheiten", wie gemeint wird, nur Kaufleute und Militärs etwas an. Wer unter den Gebildeten der Masse des deutschen Volkes — abgesehen von den immerhin wenigen, die sich mit ihrer Arbeit für oder gegen die Verwirklichung des Gedankens einsetzen — mag wohl eine Vorstellung davon haben, wie sehr diese Verwirklichung ein selbständiges, für sich gültiges Ergebnis des Krieges darstellen würde? Und wer von den vielen käme wohl von selber auf die Idee, daß es überhaupt das wesenhafte und eigentliche Ergebnis dieses Krieges sein müßte?

Davon ist nichts in das Volksbewußtsein gedrungen. Und es hat nicht zu einer inneren Angelegenheit der Nation werden können, weil nicht einmal die volle Bedeutung des ganzen Problems klar hingestellt worden ist. Die Schuld daran liegt zum großen Teile in folgendem Umstand. Im Grunde hat sich niemand unter den Verkündern der Mitteleuropa- und Vorderasienpolitik so recht getraut, es zu begreifen oder offen zu bekennen, daß diese Politik einen Bruch mit unserer kolonialpolitischen Richtung aus der Zeit vor dem Kriege hervorrufen würde. Diesen Entwicklungsgegensatz hatten indessen die Kolonialpolitiker von Anbeginn sehr scharf verstanden. Die höfliche

Zurückhaltung, die sie äußerlich wahren, kann ihre ablehnende Kälte und den festen Nachdruck ihres Widerstrebens durchaus nicht verbergen. Selbst alle Versuche einer bloßen wirtschaftlichen Annäherung zwischen den Mächten des Vierbundes finden auch heute noch unter den Kolonialpolitikern ihre vorsichtigsten Beurteiler und heimlichen Gegner. Erst hinter diesen kolonialpolitischen Gründen suchen die Wirtschaftsinteressenten, soweit sie sich sträuben, Deckung für ihre besonderen Motive. Und diese Gegnerschaft unserer jungen kolonialpolitischen Tradition hat von ihrem Standpunkte aus vollkommen recht. Denn sie beruht auf der richtigen Erkenntnis, daß das Ganze eine Wandlung sein müßte, welche die Tradition als solche aufhebt und ihr widerstreitet.

Am auffallendsten erschien eine Drehung oder Verschiebung der politischen Front ins Kontinentale. Es liegt zwar keineswegs so, daß diese kontinentale Drehung einen jeden Kolonialbetrieb überflüssig oder gar unmöglich macht. Kolonialpolitik und das andere schließen sich nicht völlig aus, und es kann keine Rede davon sein, als ob die Kolonien nun einfach abgeschafft und auf Seegeltung Verzicht getan werden sollte. Die Fortsetzung unserer Flottenmacht hat mit der Frage überhaupt nichts zu tun. Denn eine jede großpolitische Betätigung würde durch ihre innere Logik stets wieder Seegewalt oder Seegeltung fordern, von welchem Gesichtspunkte aus immer man diese Betätigung angelegt hätte. Dennoch handelte es sich in der Tat um einen notwendigen Konflikt. Um den Konflikt zwischen Entwicklungsmöglichkeiten, deren Grundrichtungen nicht nur verschiedenartig sind, sondern so sehr auseinanderstreben, daß sie gleichsam zwei gegensätzliche Ideen erzeugen. Nur in einer von beiden Richtungen könnte der ausschlaggebende Charakter unserer Wirtschaftspolitik und überhaupt die führende Idee unserer politischen Entwicklung verlaufen. Nur eine kann zur Hauptsache werden, die den Schwerpunkt mit sich führt; alles andere hätte sich dieser Hauptsache unterzuordnen und würde erst durch sie beglaubigt. Die deutsche Nation steht zurzeit in der geschicht-

lichen Lage, sich ein für allemal darüber entscheiden zu müssen, wo der Schwerpunkt ihrer Entwicklungsrichtung künftig liegt: ob in der kolonial-interozeanischen, an die man sich gewöhnt hatte und die man aus der europäischen Vergangenheit kennt, oder in jener anderen, von der wir die Witterung haben, daß sie etwas Neues bedeutet.

Als führender Entwicklungsgedanke ist die Kolonialpolitik ein extensiv gerichteter Imperialismus. Dieser Imperialismus hat erfahrungsgemäß immer das Mutterland, den herrschenden Staat, dezentralisiert. Denn in einer solchen imperialistischen Idee trifft ihre äußerste Folge, die sogenannte Weltmacht, unmittelbar zusammen mit der Idee. Diese nimmt jene gewissermaßen vorweg. Von vornherein setzt die Idee ihren Sinn in die letzten Wirkungen einer nach außen gekehrten Gewalt, die den politischen Entwicklungsgedanken überhaupt ausmachen und rechtfertigen muß. Endwirkung und das Wesenhafte in der Entwicklung kommen überein: mit demselben Moment, in dem der Prozeß anhebt, um sich zu entwickeln, trägt er sich selber, gleichsam seine Materie, in das etwaige Ergebnis hinaus, um dort erst nachträglich seine Bedingungen zu etablieren. Darum stürzte jedesmal die imperialistische Stellung des Mutterstaates ein, sobald ein Geschick seinem Reiche den wesentlichen Kolonialbesitz raubte; und es ist unser Glück gewesen in diesem Kriege, daß der deutsche Kolonialbesitz noch so jung, so klein und geringfügig war. Es hat uns davor bewahrt, unsere Wirkungsnotwendigkeiten zerstreuen zu müssen. Wir konnten den Grund unserer politischen Bedeutung im Innern behalten, so daß der Verlust der Kolonien den eigentlichen Sitz unserer Macht nicht im geringsten beeinträchtigt hat.

Es wird zu einem Verhängnis, wenn ein Volk um abenteuernder „Weltgeltung" willen die Sicherheit seines Bestandes preisgibt. Aber ebenso wird es zu einem Verhängnis, wenn ein entwicklungsfähiges Volk um seiner ungestörten Sicherheit willen auf Weltwirkungen verzichtet. Und das ist der Vorwurf, den man gegen den mitteleuropäisch-kontinentalen Gedanken erhebt.

Der Vorwurf, daß er unser politisches Gefühl verspießbürgern könnte: weil er selber seinen Sinn hineinverlegt in einen vorgezeichneten und begrenzten Komplex, so geschieht es, daß er unsere Entfaltungsmöglichkeiten umzäunt. Ohne Frage trifft es ja zu: diese Entwicklung schwenkt entschlossen in eine bestimmt gegebene Verhältnislage ein und in sie zurück, die zunächst nichts anderes, als eine lokal vorgefundene und verwendbare Voraussetzung ist. Aber am Ende handelt es sich darum, ob sie darin stecken bleiben würde oder ob sich daraus eine politische „Idee“ und aus den Wirkungskräften dieser Idee eine Weltbedeutung ergibt.

* * *

Seit einigen Jahren schon hatte man in den mitteleuropäischen Wirtschaftskonferenzen damit begonnen, auch praktisch die Ausführbarkeit des Plans zu bearbeiten. Diese Bearbeitung beschränkte sich absichtsvoll auf das ursprüngliche Gebiet des mitteleuropäischen Blocks (Österreich-Ungarn und das Deutsche Reich ohne Schutzgebiete und Kolonien innerhalb der alten, bis zum Kriegsausbruch geltenden Grenzen). Es wurde hiermit jene Selbstbeschränkung des mitteleuropäischen Gedankens bestätigt, indem man von dem Vorbehalt ausging, daß nur ein Verständnis zwischen den beiden alten Zentralmächten die Basis sein könne, auf der vielleicht die wirtschaftlichen Beziehungen zu den beiden anderen Verbündeten und sodann zum erneuerten Königreich Polen sich stufenweise „ausbauen“ lassen.

Einer solchen Verengerung des Problems auf seine wirtschaftlichen Faktoren und dieser Faktoren auf einen vereinzelt erscheinenden Plan lag eine doppelte Einsicht zugrunde. Jedwedes politische Gebilde oder Bündnissystem muß, wenn es als moderne „Macht“ wirksam sein will, nicht nur Militärmacht, sondern auch Wirtschaftsmacht haben. Also muß neben einer Festigung und Entfaltung des politisch-militärischen Bündnisses das Wirtschaftsbündnis einhergehen; man hat es in Sicherheit zu bringen, damit jenes lebensfähig sein kann. Wie nun das

natürliche Zentrum unseres Bündnissystems im Verhältnis zu Österreich-Ungarn liegt, so hängt alles zuletzt davon ab, ob sich die Wirtschaftsgemeinschaft mit Österreich-Ungarn in irgend einer Form verwirklichen läßt. Die Ausführung dieses einzelnen wirtschaftspolitischen Plans ist die Voraussetzung, auf der ausschließlich alle weiteren Folgen und größeren Pläne beruhen. Gelingt sie nicht, so fällt der ganze Gedanke von Franz v. Liszt bis zur Wiedergeburt der hohenstaufischen Orientpolitik in sich zusammen. Es war das große Verdienst Friedrich Naumanns, daß sein Buch diese praktisch einzig brauchbare Auffassung durchgesetzt hat. Und ein anderes Verdienst Naumanns ist es gewesen, daß er gleichzeitig für den Abschluß eines Einverständnisses technische Möglichkeiten angab. Nein, es war kein bloßes Verdienst, sondern eine entscheidende geschichtliche Tat. Der Verlauf der Beratungen, die von dem reservierten Wohlwollen der Regierungen und ihrer diplomatischen Anteilnahme überwacht wurden, hat die technische Möglichkeit dargetan. Mittlerweile, während der Entwicklungen im Jahre der russischen Revolution, gerieten auch die offiziellen Regierungsverhandlungen endlich in Gang. Aber mit diesem ihren offiziellen Charakter hat die geplante „Wirtschaftsfreundschaft" Mitteleuropas nun eine gewisse defensive Haltung bekommen. Um dem Widerstand der Interessentenkreise den Wind aus den Segeln zu nehmen, kehrte der Plan sich um in eine Vorbereitung notwendiger Abwehrmaßnahmen gegen den angedrohten wirtschaftlichen Druck der feindlichen Mächte für die Zeit nach dem Kriege. Das ist wenigstens der Eindruck der breiteren Öffentlichkeit.

So gewiß es auch richtig ist, daß letzten Endes alles auf die Regelung unseres Wirtschaftsverhältnisses zu Österreich-Ungarn ankommt, ebenso gewiß ist es falsch, diese Regelung nur als eine handelspolitische Notwehr von negativer Tendenz anzusehen, die sich aus dem Gang der Dinge wie zufällig eingestellt habe. Denn selbst das „mitteleuropäische Wirtschaftsbündnis" des Blocks hätte allein für sich eine produktive Bedeutung. Es würde

eine innere Umschaltung unseres wirtschaftspolitischen Sinnes verursachen müssen. Aber seinen vollen Wert macht das noch nicht aus. Dieser Wert liegt erst in der Unumgänglichkeit des Blockbündnisses für eine bestimmte Entwicklung: eben darin, daß es die Vorbedingung für alles weitere ist. Beides läßt sich nicht trennen. Denn nur, wenn es jene Umschaltung des wirtschaftlichen Sinnes auch wirklich hervorbringt, kann es eine solche Basis sein und Entwicklungskraft haben. Es müßte sie haben. Es ist wie ein Becken, woraus sich der vereinheitlichte Wirtschaftsprozeß unwiderstehlich über den Balkan hinweg bis auf Vorderasien hinauslenken will. Die Ausführung Mitteleuropas wäre nicht bloß eine Schutzwehr und regulativ, sondern sie erzeugt einen Strom. Hat sie einmal eingesetzt, so bringt sie mit Notwendigkeit eine schwer positive Entwicklungsrichtung in Fluß, die längst — als Theorie — eine ehrenvolle Überlieferung hinter sich hat.

Es wurde im Jahre 1916 oft der große Friedrich List, der bereits im sagenhaft gewordenen Vormärz von einem deutsch-ungarisch-türkischen Wirtschaftsreich „träumte", und das Wort Rankes zitiert: „Die Zukunft der deutschen Volkswirtschaft ist mit dem Schicksal Konstantinopels aufs engste verknüpft." Diese Übereinstimmung mit dem aktuellen Geschehen des Krieges und gewissen Einzelvorgängen, mit der Bagdadbahn, von der Goltz-Pascha und der deutsch-türkischen Vereinigung des Professors Dr. Jaeckh konnte nicht unerkannt bleiben. Sie wurde zeitweise zu einem Propagandamittel von überraschender Kraft und fast zu einem Gemeinplatz. Aber im Grunde ist sie keine Überraschung gewesen. Es verhält sich nicht so, als ob erst die vom Kriege geschaffene Lage — gleichsam durch einen Zufall — vergangene Probleme wiedergefunden und mit der gegenseitigen Bestätigung, die unversehens zwischen vereinzelten Fragen und dem allgemeinen Machtverhältnis stattfand, auf einmal ein neues Programm entdeckt habe. Denn läge es derart, so müßte dieses Programm in demselben Augenblick, in dem das Machtverhältnis während des Krieges sich ungünstig ändert,

seinen Wert verlieren und wieder bedeutungslos werden. Unmöglich vermag aber z. B. die englische Eroberung von Bagdad auf die Frage unserer vorderasiatischen Wirtschaftspolitik nun für immer eine verneinende Antwort zu geben. Das fertige Programm war früher da als der Krieg. Es blieb wenig beachtet und trifft sich merkwürdig, daß zu einer Zeit, als niemand in Deutschland den bevorstehenden Ausbruch des Krieges zu ahnen vermochte, gleich zu Beginn des Jahres 1914, ein anonymes Buch „Die Partei der Zukunft, von einem Deutschen" erschien,[1] das nüchtern und sachlich das auswärtspolitische Hauptziel eines Wirtschaftsgebietes von Berlin bis Bagdad aufstellte. Dieser Nationaldeutsche scheint kein beliebiger Publizist, sondern ein tätiger Politiker gewesen zu sein, der vielleicht Fühlung mit den Freikonservativen, zur Regierung und zum Hof haben mag. Seine innerpolitischen Vorschläge sind inzwischen durch die Ereignisse weit überholt; doch das eine Kapitel über äußere Politik, das den stolzen Titel „Die Politik des sozialen Weltreiches" führt, entwickelt mit großer Ruhe jenes wirtschaftspolitische Bündnissystem, wonach „in allen drei Teilgebieten — Österreich-Ungarn, den Balkanstaaten und der Türkei — die Dreibundstaaten vereint, vor allem aber Deutschland" sich eine Sonderstellung verschaffen müßten. Damals konnte der Verfasser noch Italien mitrechnen, und er wünschte ferner „eine Annäherung politischer und wirtschaftlicher Art an die drei skandinavischen Staaten". Er umschrieb klar und bestimmt das endliche Ziel: „Für dieses Wirtschaftsgebiet vom Nordkap bis zur Sahara, und von Helgoland und Metz bis zur Donaumündung und Basra wollen wir die Zentralmacht sein. Darüber hinaus hat Deutschland keinerlei Ehrgeiz."

In ihren Einzelheiten kann diese Darlegung heute freilich nur noch wie ein bereits historisch gewordenes Provisorium wirken. Aber die Absicht und der allgemeine Wurf machen es unzweideutig bewußt, daß es sich überhaupt um mehr handelt, als um ein wirtschaftspolitisches Projekt, nämlich darum, unserer Wir-

[1] Bei Theodor Weicher (Dieterichsche Verlagsbuchhandlung) in Leipzig.

kung auf die Welt eine neue und selbständige Grundlage zu geben. Und zwar nicht nur im politischen Sachverhältnis, sondern ebenso in der Methode der Organisation. Die Eigenart dieser Methode läge in dem Staatenbundcharakter des Ganzen, das trotzdem als Ganzes ein übernationales, ein imperiumartiges Gebilde sein würde. Mit dem Machtausdruck einer Gemeinbürgschaft von Völkern und Staaten, die durch ihren frei gewollten Zusammenschluß gegenseitig für ihren Bestand und ihre Entwicklungsmöglichkeit haften, entstünde ein „Reich“. Der Mitteleuropa- und Berlin-Bagdadgedanke ergibt einen genossenschaftlichen Imperialismus.

Diesem Imperialismus fehlt allerdings die Extensität seiner materiellen Äußerungsweise. Er hätte eine intensiv gerichtete Haltung. Sowohl in seinem Raumempfinden und in den Mitteln, wie in der Selbstauffassung seines Gedankens. Denn die Form seines Daseins würde auf den Forderungen von Lebenstatsachen und dem ethischen Momente einer Verpflichtung beruhen, auf Rechtsbegriffen, die aus dem Einklang natürlicher Interessen entstehen, und nicht mehr auf der bloßen Gewalt. Das ist seine eigentümliche politische Idee. Sie widerspricht dem imperialistischen Prinzip der Kolonialpolitik. Dennoch ist es nicht wahr, daß dieser neue Imperialismusgedanke eben durch seine Abkehr vom äußerlichen Effekt nun unsere Wirtschafts- und Machtpolitik aus ihrer Weltstellung herausheben würde. Es verhält sich nur umgekehrt: die Anlage der imperialistischen Lebensform, auf die es hier ankommt, hätte solch ein tendenzhaftes Hinausspringen auf Weltmacht gar nicht mehr nötig; ihr Zweck wird nicht absichtlich mit dieser identifiziert, sondern er bringt sie unwillkürlich hervor. Durch diese innere Anlage, durch die Genossenschaftsidee und die Forderungen des Daseins, die sie erzwangen, würde das mitteleuropäische Bundesreich in seinem vollen Umfange ohnehin darauf angewiesen sein, ein weltpolitisches Dasein zu führen, so daß sein Prozeß die Weltgeltung in mittelbarer Folge erzeugt.

* * *

Es gilt, an die Stelle unserer bisherigen Kolonialpolitik, die Fiasko machte, einen anderen Imperialismusgedanken zu setzen. Das ist der Sinn der Entscheidung in jenem Konflikt, und man sollte meinen, daß sich aus der ganzen Lage des Krieges heraus diese Entscheidung von selber vollzieht. Aber sie tut es nicht.

Zunächst gab es Leute, die beides auf einmal wollen und fordern, daß die deutsche Kraft überall in der Welt hervordringen müsse. Womöglich ebenso im Innern Europas, an der Nord- und Ostsee, auf dem Balkan und in Anatolien und Mesopotamien, wie auseinanderwachsend in Afrika, Ostasien und am pazifischen Meer. Alle Entwicklung sei wellenförmig, und die Welle senkt sich und steigt. Jetzt gerade hebe sie uns in die Höhe, und ein dunkles Schicksal darf uns nicht schrecken. Denn es sei unser Beruf, ein Weltvolk zu sein, das es endlich fertig bringe, „in Kontinenten zu denken". — Was aber heißt überhaupt „Weltvolk". Ich höre schon wieder die Antwort, ein Weltvolk sei eben ein Volk, das in der Weltpolitik stehe. Und was heißt am Ende Weltpolitik? Sobald man sich nicht mit den absichtlich unpointierten Redensarten vom Platz an der Sonne und der „gewichtigen Stimme im Rate der Völker" begnügt, kann Weltpolitik nur bedeuten, daß auf das Geschehen dieses Erdballs eine stets fühlbare oder maßgebende Wirkung ausgeübt wird, die über die bloße Führung eines eigenen nationalen Daseins hinausgeht. Für eine solche ständige Wirkung hat die Nation sich tragfähige, haltbare und dauerhafte politische Fundamente zu sichern; sie muß daher wissen, wie dieses Fundament beschaffen sein soll und in was für einem bestimmten Ziel es seinen Mittelpunkt hat. Aber das mitteleuropäisch-kontinentale und das Kolonialsystem decken sich für uns keineswegs. Da ihre Ideen darauf angelegt sind, auseinanderzustreben, so fallen ihre Mittelpunkte nicht in eine Einheit zusammen. Nichts in der Welt bringt uns über die Entscheidungsfrage hinweg, was von beiden für alle kommende Zeit das bestimmende Ziel unseres politischen Willens zu sein hat. Es ist ein Entweder—Oder. Und mit der Antwort darauf ist zugleich mehr oder weniger die Antwort auf die verschiedenen

Fragen nach der Stellung zu den Kriegsresultaten im einzelnen und besonderen gegeben. Diese Einzelfragen regeln sich von selber nach dem bestimmenden Ziel. In jenem Entweder—Oder bleiben die feinen Fäden verknüpft, mit denen sie untereinander zusammenhängen oder sich gegenseitig verwirren.

Um ein Beispiel zu geben: suchen wir abermals unsere Zukunft hinter den Meeren, so mögen wir Kurland und Litauen getrost fahren lassen, wir brauchen sie nicht. Deshalb war es nur folgerichtig, wenn leitende Kolonialmänner die Zurückgabe Kurlands zugunsten einer Erwerbung von Kolonialbesitzungen empfahlen. Wollen wir aber Litauen und Kurland behalten, um dort unser Volkstum anzusiedeln und weiterzupflanzen, so wäre das eingestandenermaßen nichts anderes, als eine Wiederaufnahme unserer ostwärts gerichteten festländischen Kolonisation des Mittelalters. Gleich den wandernden Deutschen der spätmittelalterlichen Zeit würden wir damit von neuem eine innereuropäische Mission auf uns nehmen, und die Beantwortung der offenen Frage, ob diese Mission besser von einem Mitteleuropasystem unserer Gesamtpolitik getragen werden könnte oder von Kolonialmacht in tropischen Ländern, darf unmöglich zweifelhaft sein. Der mitteleuropäische Gedanke würde eine solche Mission geradezu von uns fordern, weil er uns eine Pflicht auferlegt zu festländischem Wachstum. Wogegen dieses organisch sich fortpflanzende Wachstum und das versprengende Ansiedlungsbedürfnis auf fremden Kontinenten in der Praxis nicht miteinander und gleichzeitig durchgeführt werden können. Wir müssen also wissen, was wir überhaupt wollen, ob dieses oder das andere. Nicht weniger deutlich ist der innere Zusammenhang zwischen der Wiederherstellung Polens und dem mitteleuropäischen Bundesgedanken mit den Händen zu greifen. Beides bewahrheitet sich gegenseitig, und durch seine Einordnung in die fortwirkende Systematik dieses Gedankens bekommt das erneuerte Polen für uns Deutsche erst einen Sinn. Sonst bliebe es eine politisch unmögliche Selbstlosigkeit für unser eigenes Interesse, — falls wir eben den Wunsch haben sollten, dieses Interesse wieder hinter den

Meeren zu suchen. Doch wer ist sich vollkommen klar über die gleichsam seelische Ineinandergehörigkeit dieses polnischen Staatsaktes mit unserer Politik auf dem Balkan und in der Türkei? Sie liegt nicht nur in der gleichmäßig ausgerichteten Phalanx gen Osten, sondern in den allenthalben eintretenden Wirkungen des genossenschaftlichen Imperialismusgedankens als sittlich gestaltender Kraft. Man konnte bemerken, wie sich diese mitteleuropäischen Motive der Polenpolitik bereits auf unsere vlamländische Politik übertrugen. Die Bedeutung Belgiens für uns erschöpft sich ganz und gar nicht in dem Wert der vlamländischen Küste als einer Seebasis für die überozeanische und kolonialimperialistische Entwicklung. Gerade auf der Grundlage Mitteleuropas fällt diese machtpolitische Bedeutung mit der kulturpolitischen in eins. Nicht nur, daß der mitteleuropäisch-kontinentale Verband im Nordwesten genau so einen breiten Ausweg nach den Meeren verlangt wie im Südosten, sondern dieses ist der tiefere Sinn: es war das Geschick der mitteleuropäisch-germanischen Lebenserscheinung in der spätmittelalterlichen und neueren Zeit, daß sie nur deshalb ihre Grenzen so stark nach Osten vorschieben konnte, weil sie im Westen kraftlos nachgaben. Das darf sich auf keinen Fall wiederholen. Denn indem wir so darauf angewiesen sein müßten, ganz nach Osten hin zu tendieren, würden wir im Grunde aufhören, ein wirkliches Mitteleuropa zu sein, das gleichmäßig nach allen Seiten hin in sich selbst balanciert. Statt dessen würden wir mehr und mehr zu einer einseitig sackenden, östlich gewendeten Macht. Deshalb bedarf es gewissermaßen einer Genesung der alten westlichen Grenze. Dieser Gesundungs- und Wiederherstellungsvorgang hatte schon 1871 mit Elsaß-Lothringen begonnen, in Belgien lebt er jetzt wieder auf. Vielleicht nicht der Nationalstaat des Deutschen Reiches, wohl aber das ganze Mitteleuropa hat die belgische Angliederung nötig, um mit Sicherheit es selbst bleiben zu können.

Nur eine solche Unterordnung der mannigfachen Kriegsziele unter ein einheitliches maßgebendes Ziel vermag eine Politik auf lange Sicht zu verbürgen, die nicht von der Hand in den

Mund lebt. Und nur eine Politik auf lange Sicht kann schöpferisch sein für die Zukunft. Beinahe möchte es so scheinen, als ob sie schon angesetzt habe. Das mitteleuropäische Wirtschaftsbündnis bewegt sich, und die Konventionen zwischen dem Deutschen Reiche und der Türkei sind beschlossene Sache, wenn auch außer den Eingeweihten kaum einer weiß, was eigentlich drin steht. Aber nur um so mehr stößt der neue Imperialismusgedanke, der sich damit einstellen sollte, auf Hemmungen und Widerstände. Sie wollen ihm immer wieder den Ursprung seines Wertes absprechen, indem sie ihm gerade diese wirtschaftlichen Voraussetzungen bestreiten. Denn er sei hervorgegangen aus einem wirtschaftspolitischen Projekt. Und er fiele zusammen, wenn dieses trotz allem versagt.

Zuerst hatte man damit angefangen, überhaupt jede praktische Möglichkeit des Projekts zu bezweifeln. Die sogenannte „Zollunion" Mitteleuropas wurde einfach für unausführbar erklärt. Inzwischen dürfte es aber der tatsächliche Gang der Dinge klargemacht haben, daß einerseits die Zollfrage noch ganz andere Lösungen verträgt, als sie die fertige Zollunion bietet, und daß es sich andererseits nicht nur um die Zollfrage handelt, sondern ebenso um Verkehrswesen und Tarifverträge, um Vereinheitlichung des Syndikats-, Gewerkschafts- und Genossenschaftswesens und auch des Rechts. Das sind Fragen der technischen Praxis; und durch die bloße Tatsache, daß sie bereits verhandelt werden, ist dieser Einwand schon widerlegt. Es bliebe nur abzuwarten, wie das endliche Ergebnis ausfällt, wenngleich man leider immer noch Bedenken haben muß, ob es überhaupt den Kernpunkt treffen wird, auf den es eigentlich ankommt.

Der Haupteinwand der kolonialpolitischen Gegner greift jedoch tiefer. Denn er besagt: gesetzt den Fall, daß eine Wirtschaftsgemeinschaft Mitteleuropas, und selbst mit den Hinterländern, technisch ausführbar sei, so wäre es erst die entscheidende Frage, ob diese verwirklichte Wirtschaftsgemeinschaft nun auch imstande sein würde, den Anspruch unserer Lebensinteressen auf ihre Geltung in der Weltwirtschaft vollkommen zu decken. Könne sie

das nicht, dann sei sie kein „Ziel", sondern bestenfalls nur eine Begleit- und Nebenerscheinung unserer wirtschaftlichen Entwicklung. Aber ob sie es könne, sei zum mindesten zweifelhaft, wenn nicht unwahrscheinlich oder unmöglich. Der mitteleuropäische Gedanke würde freilich bedeuten, daß der Handelsprozeß unserer Wirtschaft sich in einer bestimmten Richtung den Weg bahnen und freimachen will. Doch als Ziel gedacht, ergibt er zugleich eine Fesselung dieses Prozesses, weil er ihn zwingen müßte, sich auf diesen einen Weg festzulegen und an ihn zu binden. Allerwenigstens habe man sich zu fragen, ob eine solche Festlegung des deutschen Handelsverkehrs auf diese bestimmte, scharf abgemessene Richtung jemals unserem Einfuhr- und Ausfuhrbedarf genügen und hierin dasselbe leisten könnte, was die räumlich ungebundene Kolonialwirtschaft über See tatsächlich leistet.

Diese Proteste pflegten sich anfangs nicht in die öffentliche Debatte des Zeitungsstreits zu begeben; sie wurden mit Geschick in größeren Monatsschriften untergebracht, wobei die Verfasser es liebten, hinter der sachlichen Objektivität einer umfangreichen Handelsstatistik ihre Tendenz zu verstecken. Vielleicht gab damals Kuno Waldemath in den Preußischen Jahrbüchern („Vergeßt die Kolonien nicht!", Januarheft 1916) die besonnenste und ihr Material am meisten erschöpfende, aber auch die offenste und energievollste Arbeit in dieser Art. Selbst das gründliche Buch „Welterzeugung von Lebensmitteln und Rohstoffen" von Dr. A. Schulte im Hofe (Mittler & Sohn, 1916), gehört immerhin mittelbar und teilweise hierher. Und als die Schlagwörter „Berlin-Bagdad" und „Mitteleuropa" durch die winterliche Wirkung von Naumanns Buch, durch den Erfolg unseres serbisch-albanischen Feldzuges und den Zusammenbruch der Dardanellenaktion den Höhepunkt ihrer journalistischen Aktualität erreicht hatten, gegen Ostern 1916, da setzte prompt eine starke Propaganda für „aktive" Kolonialpolitik und die Wiederaufrichtung oder Neuschöpfung eines größeren deutschen Kolonialreiches ein. Diese Propaganda ist seitdem immer breiter geworden.

Überall kommt der Grundgedanke auf dasselbe hinaus. Der Ausdruck unserer wirtschaftlichen Macht müsse unsere Stellung in der Weltwirtschaft sein. Doch ohne Kolonialwirtschaft sei dies unmöglich. Denn das Kolonialwesen habe sich geradezu als der materielle Träger einer solchen festen und sicheren Stellung bewährt. Darum sei es nicht nur in irgend einer Form wieder aufzunehmen oder fortzuführen (was übrigens niemand verhindern möchte), sondern die Kolonialpolitik müsse nun erst recht als Prinzip unserer imperialistischen Entwicklung eingesetzt werden. Darauf sei unsere Machtpolitik auszuspannen, weil es das Lebensinteresse der Wirtschaftspolitik fordere. Der politische Leitgedanke könne nichts anderes als die Heranbildung eines großen Kolonialreiches sein, mit küstenreichen und tief ausgedehnten Herrschaftsgebieten, mit weitverzweigten Flottenstützpunkten, um die Verbindung über See herzustellen, und mit Massen von Überseetruppen, um diese Herrschaftsgebiete zu sichern: Kolonialmacht als Reservoir an Material und an Menschen. Sie sei für ein modernes Volk, das vorwärts kommen will, die einzig mögliche Grundlage seiner weltmachtpolitischen Geltung.

Wie es die „Weltwirtschaft" angeblich beweist. Was aber ist Weltwirtschaft? Für gewöhnlich ein phrasenhafter und bestimmungsloser Begriff. Ein leerer Spracheffekt, der durch seine ungeheure superlativische Wucht dem Leser auf den Mund schlägt und ihm verbietet, eigene Gedanken zu haben. Dieser Begriff ist ein Götze, der darauf spekuliert, daß man ohne Kritik an ihn glaubt. Welcher Wahrheitsgehalt steckt hinter diesem Gespenst?

I
Begriff der Weltwirtschaft

Rein sachlich ist unter Weltwirtschaft nichts anderes, als internationaler Güteraustausch zu verstehen. Aber es kommt auf die Auffassung an, wie man den internationalen Güteraustausch bewertet. Es bleibt die Frage, ob man ihn ohne jede weitere Begriffsbestimmung als etwas allenthalben Vorhandenes ansieht und sozusagen gar nicht bewertet, oder ob man ihn erst in einem besonderen Entwicklungsstadium zugibt und anerkennt und dann in ihm eine ausschlaggebende Bedeutung für das Wirtschaftsleben entdeckt.

Im ersteren Sinne wären es bereits Weltwirtschaftserscheinungen gewesen, wenn in früheren Jahrhunderten die Schätze Indiens und der Levante durch die norditalischen Stadtrepubliken nach Europa übermittelt oder von hansischen Geschäftsleuten russische Pelzwaren und skandinavische Fische zum Verkauf nach Brügge gebracht und von dort Waren und Luxusartikel, die aus Italien, Spanien und Indien kamen, und flandrische und brabantische Produkte nach dem nördlichen Deutschland und Skandinavien ausgeführt wurden. Hier ist Weltwirtschaft einfach internationaler Güteraustausch schlankweg: der zwar auffallende Zustand eines regen Tauschverkehrs zwischen verschiedenen Ländern, doch immer noch außerhalb jeder prinzipiellen Festlegung seiner qualitativen Wirkung und quantitativen Entfaltung. Es war ein Zustand, wonach in Wechselbeziehung einzelne Länder produzierten, was die anderen verbrauchten. Aber das Innere ihrer materiellen Existenz blieb hiervon unberührt. Sie lebten im Grunde selbständig und unabhängig von diesem Tauschver-

kehr und hätten ihre eigenen Volkswirtschaften auch ohne ihn durchführen können. Er war keine Lebensfrage für sie.

Versteht man dagegen unter Weltwirtschaft die einseitige Steigerung des Güteraustausches unter den Ländern bis zu einem solchen ausschließlichen Grade, daß er tief in die materielle Existenz der Länder eingreift, ihr Verhältnis von Produktion und Konsum durch seinen internationalen Betrieb regelt und so als maßgebende Funktion des Wirtschaftslebens auftritt, dann wären jene historischen Erscheinungen eben keine Weltwirtschaftsvorgänge gewesen. Denn diese bestimmte Auffassung und Bewertung des Begriffes „Weltwirtschaft" heißt, diese zur Lebensfrage zu machen: sie findet nur statt, sobald die materiellen Existenzmöglichkeiten überhaupt erst durch jenen Zustand entstehen, wonach ein einzelnes Wirtschaftsgebiet produziert, was andere Wirtschaftsgebiete verbrauchen, und selber verbraucht, was andere produzieren. Beispielsweise liegt ein solcher Fall vor, wenn das moderne England von Australien, Amerika, Ägypten und Indien her Wolle und Baumwolle bekommt, um aus diesem fremden Rohmaterial mit eigenen Kohlen industrielle Produkte zu verfertigen, die es verkauft, und wenn es sodann mit dem verdienten Gelde wieder das für seine Ernährung nötige Getreide aus Argentinien, der nordamerikanischen Union, Kanada und Australien bezieht. Bei einer allgemeinen Geltung dieses weltwirtschaftlichen Tauschsystems wären die verschiedenen Wirtschaftsgebiete so sehr in Beziehung zueinander versetzt, daß sie alle einem gegenseitigen Abhängigkeitsverhältnis unterstehen müßten. Für sich existierende Wirtschaftsgebiete, die selbständig leben und sich selber genügen, würde es im Prinzip nicht mehr geben, noch geben können.

Es handelt sich, kurz gesagt, um die Frage, ob der internationale Tauschverkehr die Grundlage und Voraussetzung des Wirtschaftslebens zu sein hat, wie es hiernach der Fall wäre, oder ob er nur gleichsam ein Ergebnis und eine Lebensäußerung der Volkswirtschaft ist und sein darf.

* * *

Eine sich selbst genügende Wirtschaftseinheit ist in den wesentlichen Zügen imstande, von dem zu leben, was sie produziert, und durch ihre natürlichen Kräfte an Arbeitsmitteln, Stoffen und Menschen auch zu produzieren, was sie wirklich braucht. Wenigstens in den Grundzügen würde sie einen in sich geschlossenen Wirtschaftskörper darstellen; und das Leben, das dieser Wirtschaftskörper führt, wäre ein organisches Leben. Denn das gegenseitige Bedingungsverhältnis von Produktion und Konsum müßte wie beim lebendigen Organismus ein ständiger Wechsel von Energieerzeugung und Energieverbrauch sein.

Der Prozeß, in dem sich der Blutumlauf dieses Energiewechsels abspielt, ist das, was man Binnenmarkt nennt. Vom Binnenmarkt aus wird der sogenannte Weltmarkt geöffnet und reguliert. Sobald ein solches Wirtschaftsgebiet aus sich selber mehr zu produzieren vermag, als es für den eigenen Bedarf nötig hat, gibt es diesen Produktionsüberschuß an die Zirkulationen eines auswärtigen Verkehrs ab. Sein internationaler Güteraustausch tritt als organische Außenwirkung ein, die von innen her kommt. Und der Nationalwohlstand, der sich vermehrt, ist eine Äußerung seines überstrotzenden Lebens. Erst gleichsam nachträglich kann sich der Welthandel aus dem allmählichen Gesamtergebnis der Außenwirkungen verschiedener Binnenmärkte entwickeln.

In seiner vollkommenen Ausbildung wäre dieses wirtschaftsorganische Leben durch Produktionswirtschaft begründet und konsumwirtschaftlich organisiert. Konsum und Produktion haben sich im Innern nacheinander zu richten, und der Verbrauch paßt sich mit seinen Gelüsten den heimischen Arbeitserzeugnissen an. Doch indem der Verbrauch durch die eigene Produktion sich befriedigt und befriedigen soll, muß diese in ihrer Anlage und Richtungsart fürs erste immer dem natürlichen Eigenbedarf der Gesamtheit dienen und für ihn schaffen, um ihn auch befriedigen zu können. Das heißt: die Produktion unterläge von Rechts wegen und im Prinzip dem Konsuminteresse und nicht einer etwaigen Absicht auf Gewinn durch den Export. Es geht hier einfach um

die Idee der Gemeinwirtschaft gegenüber dem privaten Vorteil und Nutzen.

Erst durch diese Fügung in die soziale Idee wird die Produktion für die Gemeinschaft zum Grund ihrer wirtschaftlichen Selbständigkeit. Denn die selbständige Daseinskraft einer Volkswirtschaft ist Unabhängigkeit gegenüber dem Außen, und diese Unabhängigkeit beruht auf jenem organischen Gleichgewicht zwischen dem eigenen Verbrauch und der eigenen Erzeugung von Nutzwerten. In der Natur der Dinge liegt es jedoch, daß dieser Ausgleich im allgemeinen vom Konsum mehr gefordert wird und daß die Produktion ihn gewissermaßen bewilligt. Er hängt zuletzt ab von der Leistungsfähigkeit der Produktion und davon, ob diese Leistungsfähigkeit der sozialen Forderung sich unterordnet. Aber wenn sie sich unterordnet, gibt sie dem Ganzen über die bloße Daseinskraft hinaus wirtschaftliche Geltung und Macht.

Jede Produktion ist in irgendeiner Richtung zugleich wieder Konsum. Indem nun die Erzeugung der Werte sich dem gemeinschaftlichen Bedarf fügt und ihn unabhängig von draußen und selbständig macht, steigert sie also mittelbar ihre eigene Selbständigkeit. Sie erhöht ihre Stärke und bringt sich gradweise in die Lage, mehr produzieren zu können, als der Verbrauch der heimischen Volkswirtschaft reicht: es tritt jener Fall des Produktionsüberschusses ein, der notwendig in den Außenhandel hinausdrängt. Allerdings darf er nach der Gemeinschaftsidee des wirtschaftsorganischen Lebens eben nur dann möglich sein, wenn eine genügende Deckung des heimischen Bedarfs tatsächlich vorhanden ist. Wäre aber die Gewähr hierfür da, so würde die betreffende Volkswirtschaft mit ihrer Ausfuhr auf das internationale Wirtschaftsleben einen Einfluß gewinnen, der ganz aus einem Plus an produktiver Arbeitsenergie ihres Innern hervorgeht.

Nur die Idee der Gemeinwirtschaft schafft eine auswärts gerichtete Macht, die rein auf Selbständigkeit und Produktivität eingestellt bleibt.

* * *

Dagegen wenn ein jedes Wirtschaftsgebiet mit seinem eigenen Bedarf an Verbrauchsmitteln und mit seiner Verwertung der eigenen Produkte vom internationalen Austausch abhängt, so wird das innere Bedingungsverhältnis von Produktion und Konsum nicht mehr direkt erfüllt, sondern indirekt durch einen allseitigen Umlaufsprozeß der beweglich gewordenen Objekte vollzogen. Es hört auf, der organische Stoffwechsel einer körperlich geschlossenen Einheit zu sein. Es sprengt diese Einheit. An Stelle des stets sich selber erneuernden Wirtschaftsorganismus tritt ein mechanisches Vermittlungsverfahren in jenem Umlaufsprozesse der Güter, das die Selbständigkeit der verschiedenen Volkswirtschaften überflüssig macht, auflöst und unterhöhlt: eine jede Volkswirtschaft richtet sich auf der vorausgesetzten Tatsache des Weltmarktes auf, von der der Binnemarkt dann gewissermaßen nur noch ein Teil ist. Die absolute Durchführung dieses Weltmarktgedankens wäre ein Mechanismus, der das Leben von seinen sozialen Gestaltungen entblößt und das Schöpferische in ihm degradiert.

Zunächst wird freilich die Produktion von ihren Bindungen durch das gemeinwirtschaftliche Konsuminteresse befreit. Das Produkt erhält für sie statt des unmittelbaren Gebrauchswertes, der aus den Innenbedürfnissen der Allgemeinheit herkommt, einen elastischen Tauschwert. Ungehemmt kann die Produktion über die erzeugten Objekte verfügen und durch ein geschicktes Tauschverfahren ihre Gewinnwerte steigern. Der wirtschaftliche Universalismus legt die Individualwirtschaft bloß: er entfesselt sie von der sozialen Verpflichtung und eben dadurch stärkt er die Ertragfähigkeit der Produktion und somit dem Anschein nach auch wieder mittelbar die Einnahmequellen und die wirtschaftliche Fähigkeit der Gemeinschaft.

In Wahrheit wird aber doch nur der private Vorteil an die Stelle der überpersönlichen und allgemein wirkenden Geltung der schaffenden Arbeit gesetzt. Denn schließlich ist der natürliche Zweck eines Produkts sein Verbrauch und nicht der Gewinn, den es einbringt. Sobald die Absicht auf Gewinn nun den unmittel-

baren Gebrauchswert durch den Tauschwert verdrängt, rückt der Zweck des Produkts in seine Verwertbarkeit für den Tausch um des Tausches willen. Es wird zur „Ware". Der Abnehmer erwirbt es, um es mit Vorteil abermals umzutauschen; andererseits kommt es dem Bedarf nur darauf an, die Gegenstände, die er braucht, billig zugeführt zu erhalten, und er vergißt darüber, wie sie entstanden. Das heißt: das Zentrum der wirtschaftlichen Leistung verlegt sich in jene Vermittlung, welche die Zirkulationen der Gegenstände besorgt, und die Produktion wird im Grunde ihrer Eigenkraft und ursprünglichen Bedeutung enthoben. Sie erliegt dem Handel. Durch die Zerstörung der organischen Wechselwirkung von Produktion und Konsum wirft sich das Tauschverfahren zur Grundlage der Wirtschaftsbeziehungen auf, indem es sich auf den Zwischenhandel zurechtstellt: es entsteht der Merkantilismus.[1])

Denkt man sich in jenem geschichtlichen Beispiel der oberitalischen Handelsrepubliken und deutschen Hansestädte diese Städte selber und nicht die betreffenden ganzen Länder als Wirtschaftseinheiten, dann lag allerdings bereits damals das merkantile System der Weltwirtschaft vor. Denn diese Städte waren im organischen Sinne keine Wirtschaftseinheiten mehr. Sie produzierten fast nichts und blieben zur Befriedigung ihres Bedarfs

[1] Auch die tiefere Bedeutung des Merkantilismus in der Theorie des 17. und 18. Jahrhunderts, wie sie hauptsächlich von Colbert vertreten worden war, lag weniger in der Besonderheit, daß die Sicherstellung einer einträglichen Ausfuhr durch Regierungsmaßnahmen hervorgerufen werden sollte, als vielmehr in der wesentlichen Grundanschauung, die im Außenhandel und in der Steigerung seiner Bilanz überhaupt den Sinn und das Ziel der Wirtschaft erblickte. Die Prohibitiv- und Schutzmethoden in diesem alten Merkantilismus waren nur Mittel zum Zweck einer Durchsetzung des Außenhandels. Sie waren nur gleichsam die Form, in der man dem Handel die Produktion unterwarf. Wenn heute noch, wie es meistens geschieht, die Schutzmethode an sich als das Wesen des Merkantilismus aufgefaßt und beides miteinander identifiziert wird, so beruht das auf einer Gedankenlosigkeit, die Wesen und Form, Zweck und Mittel verwechselt. Daß diese Verwechselung zu einer Art fachwissenschaftlicher Tradition geworden zu sein scheint, ändert an ihrer Gedankenlosigkeit nichts.

auf die Einfuhr und zur Deckung dieser Einfuhr auf ihren Verdienst angewiesen. Sie lebten davon, daß sie fremde Produkte einem fremden Verbrauch überführten, und in dem Verdienst aus dieser Überführung bestand ihre wirtschaftliche Existenzkraft und -macht. Ihre Wirtschaftsmacht beruhte nicht auf produktiver Selbsttätigkeit, sondern auf einer betriebsamen Ausnutzung der wertsteigernden Wirkungen in den Zwischenstadien des Handelsprozesses. Schon damals wurde das Produkt rein als Ware behandelt und die bloße Verwertbarkeit für den Tausch zum Zweck des Produktes gemacht.

Wonach bestimmt sich diese Verwertbarkeit für den Tausch um des Tausches willen, und wonach richtet sich der Verdienst und jene Absicht auf den Gewinn? Denn der natürliche Gebrauchs- und Sachwert der Dinge bleibt derselbe und steigert sich nicht. Das selbständig gewordene Tauschverfahren handelt nach einem Wertmaßstabe, den es in Symbolen ausdrückt; dieses Symbol ist das Geld. Die Anwendung des Geldes und die Umsetzung der Dinge in Ware rufen einander hervor. Liegt sodann der Zweck der Produkte erst einmal ganz in ihrer Verwertbarkeit für den Tausch, so emanzipiert sich gleichzeitig der Tauschmaßstab von dem ursprünglichen Sachwert. Er muß als dasjenige erscheinen, was grundsätzlich und selbständig über den wirtschaftlichen Wert der Dinge entscheidet, und der Ausdruck dieses Tauschmaßes, eben das Geld, wird zum Inbegriff der wirtschaftlichen Faktoren. Die Erwerbung von Geld macht durch ihre unbegrenzten Tauschmöglichkeiten alle Produkte erreichbar. Damit scheint sie die Leistungskraft der unmittelbaren Produktion zu ersetzen und zu überbieten. Indem der Merkantilismus von der Produktionswirtschaft wegführt, führt er zur Geldwirtschaft hin.

Am Ende ist im Gelde nur ein über den Wirtschaftswert gefälltes Urteil fixiert. Sobald aber dieses Urteil frei und rein von sich aus b e s t i m m t, tritt es als das den Wirtschaftswert Konstituierende auf: die sachliche Erzeugung der Ware, die Produktion, ist mit der wirtschaftlichen Bedeutung ihrer Leistung von einer unschöpferischen Klugheit abhängig, die bloß die Urteile aus-

spricht und ihre Wirksamkeit zu erzwingen versteht. Dies geschieht im merkantilen System. Der wirtschaftliche Sinn der Produktion und auch des Konsums unterliegt einer fremden Bewertung, die sich durch den Mechanismus eines durchgängigen, hin und her gehenden Tauschprozesses von selber aufrechterhält. Wie zunächst mit der Anwendung des Geldes der unmittelbare Gebrauchswert des bloßen Produkts in seinen Wert als Ware verwandelt wurde, so wird alsbald die Ware durch die spontane Wirkung des Geldes erst wieder zum lebendigen Wert. Das Geld führt sie ihrer Verwendungsmöglichkeit zu. Es gebietet über die Zirkulationen der Objekte und Güter. Und andererseits ist es der Sinn dieser Zirkulationen, durch einen fortwährenden Wechsel des Tauschens das Geld fruchtbar zu machen, so daß der gleichsam abstrakt gewordene Wirtschaftswert ein eigenes Leben führt und sich wie durch Keimbildung fortpflanzt. In voller Breite tut sich die Möglichkeit auf, daß wirtschaftliche Gebilde, die selber nichts oder so gut wie nichts produzieren, dennoch Reichtum erwerben.

Die kluge Geschicklichkeit hat sich völlig die produktive Kraft unterworfen. Nicht diejenige Volkswirtschaft, die etwa die stärkste Produktivkraft besäße, würde im internationalen Wirtschaftsleben den meisten Einfluß ausüben, sondern Wirtschaftsmacht kommt mit Geld- und Handelsmacht überein. Wem es gelänge, die äußeren Bedingungen für das beste Vermittlungsverfahren des Tauschverkehrs in die Hand zu bekommen und den allgemeinen Handel in diese Bedingungen zu lenken, würde das Wirtschaftsleben beherrschen.

Aber diese Herrschaft müßte sich, da sie vom Geldgewinn ausgeht und ihn bezweckt, ganz und gar auf wirtschaftlichen Vorstellungskreisen aufbauen, deren Gesetzmäßigkeiten im Motiv des Verdienenwollens beruhen. Der Ursprung dieses Motivs ist das private Interesse: eine solche Herrschaft ginge letzten Endes aus der durchdringendsten Geltung von privatwirtschaftlichen Ideen hervor und würde mit ihr stehen und fallen.

* * *

In dieser begriffsmäßig konsequenten, streng ausgeführten Reinheit kommen allerdings die beiden Wirtschaftssysteme im wirklichen Leben kaum vor. Mit ihren tatsächlichen Äußerungen verflechten und verketten sie sich. Es gibt Kaufleute, die wirtschaftsorganisch und nicht merkantil denken: sie fassen ihre Firma gleichsam als einen Exponenten und beauftragten Funktionär der wirtschaftlichen Volkseinheit auf. Und ebenso hat es (z. B. jene Stadtrepubliken des ausgehenden Mittelalters) vergesellschaftete Wirtschaftseinheiten gegeben, die ihre Genossenschaftlichkeit nur wie eine große Privatfirma auffaßten, mit dem alleinigen Sinn, einen möglichst hohen Kapitalbetrag darzustellen. Vor der Fülle der Wirklichkeit, vor dem unberechenbaren und unendlich biegungsfähigen Leben versagt immer der harte starre Begriff. Jedes der beiden Systeme wäre in der reinen Einseitigkeit seiner Ausbildung, so daß es das andere vollkommen ausschaltet, praktisch genommen nicht einmal denkbar. In gewissem Sinne setzen sie sogar einander voraus, und sie ergänzen sich jedenfalls in der wirklichen Praxis.

Als einzige und ausschließliche Grundlegung des Wirtschaftslebens ist der Merkantilismus schlechtweg unmöglich. Denn ein allgemeiner Güteraustausch zwischen verschiedenen Volkswirtschaften, der das Leben dieser Volkswirtschaften dann trägt, bringt es unwillkürlich mit sich, daß sie — um eben noch da zu sein — auch einheitliche Größen sein wollen. Irgendwie (und sei es auch nur durch Steuern) bleibt ein unausrottbarer Rest der gemeinwirtschaftlichen Idee in ihnen lebendig. Und zuerst existiert die Ware, ehe der Fall eintreten kann, daß man mit ihr handelt. Gerade das scheinbar sich selbst regulierende Wechselverhältnis im Tauschwert der Ware, der Preis, der bekanntlich auf einer Ausbalancierung von Angebot und Nachfrage beruht, führt zuletzt wieder auf die wirtschaftsorganische Elementarerscheinung zurück, auf den Ausgleich zwischen Produktion und Verbrauch. Damit eine Sache zum Gut von gewissem Wert werden könne, hat nicht nur ein Bedarf vorzuliegen, der ihren Wert einschätzt, sondern sie muß selber vorhanden und erzeugt

worden sein. Die Produktion, der eigentliche Sitz der wirtschaftsorganischen Kraft, bleibt naturgemäß und trotz allem der ursprünglichste Grund des Wirtschaftswertes überhaupt.

Eine vollkommen organische Wirtschaftseinheit jedoch, die alles Wesentliche aus sich produzieren würde, kann es nur geben, wenn ihr Landgebiet sämtliche erforderlichen Rohstoffe liefert. Das kommt in einem absoluten Verhältnis für gewöhnlich nicht vor; und man hilft sich, indem man auf dem Wege des Tauschverkehrs die Lücken ausfüllt. Dieser Weg liegt übrigens bereits vorgebildet in den Zirkulationen des Binnenmarktes: in jenem Prozeß, mit dem der Kreislauf oder Stoffwechsel der Energien und materiellen Kräfte sich im Innern des Wirtschaftsorganismus erfüllt. Schon in diesem inneren Wechsel findet ein Austausch statt und ein Warenverkehr der Stücke und Güter. Das eigene organische Leben, das eine Wirtschaftseinheit selbständig führt, hat in sich eine Neigung, in das merkantile Verfahren zu gleiten. Es würde sogar ohne diese Elemente nicht einmal seiner selbst inne werden und zu dem Bewußtsein gelangen, daß es *wirtschaftlich* lebt. Denn dem Vorgang des Tausches liegt ein Vergleichen zwischen zwei verschiedenen Gegenständen zugrunde; und aus diesem Akt des Vergleichens entspringt im Bewußtsein erst das Gefühl dafür, was überhaupt im wirtschaftlichen Sinne ein „Wert" ist. Ohne den primitivsten Handel und ohne die Entwicklung von Kauf und Verkauf wäre das bewußte Empfinden des Wirtschaftswertes und damit die Erkenntnis wirtschaftlicher Bedeutungen wahrscheinlich nicht möglich. Der symbolische Ausdruck dieser Erkenntnisse und Gefühle, das Geld, ist also tatsächlich (es liegt schon im Stamme des Wortes) der Träger einer innerlich erlebten Geltung der Dinge und ein Reflex des allgemeinen Wirtschaftsbewußtseins.

Nichtsdestoweniger ist die klare Trennung zwischen Merkantilismus und wirtschaftsorganischem Leben notwendig und unerläßlich. Denn es handelt sich um die Unterscheidung zweier Tendenzen, die trotz aller Verschlingungen in der Praxis der Gesinnung nach in einem inneren Widerstreit stehen. Nur eine

von beiden kann dem sittlichen Wirtschaftsgefühl die Richtung angeben, und als seelische Grundrichtung bleiben sie einander polar entgegengesetzt. Es kommt überall darauf an, nach welchem von beiden Prinzipien sich im Kern die Wirtschaftsgesinnung der einzelnen und die innere funktionelle Haltung einer Volkswirtschaft orientiert.

* * *

Weder läßt sich ein organisch gerichtetes Leben nur in primitiver Naturalwirtschaft einhalten, noch war Fichtes Gedanke vom geschlossenen Handelsstaate ein „Traum". Dieser Gedanke umgriff vielmehr den zu blanker Idealität erhöhten organischen Wirtschaftskörper an und für sich, der jedoch den Prozeß des Tauschverkehrs nicht etwa ausstößt, sondern ihn in sich hineinnimmt und gewissermaßen bewältigt. Gewiß wäre er unter Umständen für den Handel wenig bequem, aber er leugnet ihn nicht und würde ihn nicht vergiften; der ganze Zustand könnte keineswegs krankhaft sein, weil er gradlinig und ohne Abweichungen aus den Grundbedingungen des wirtschaftlichen Lebens aufsteigt. Die entsprechende Durchführung einer merkantil gehaltenen Ordnung, die zugleich diese Grundbedingungen anerkennt und den produktiv-organischen Faktor in sich aufnimmt und offen zugibt, wäre indessen ein Widerspruch in sich selbst. Zwar liegen die *inneren* Bedingungen des Handels unstreitig in wirtschaftsorganischen Vorgängen, er kommt ohne sie gar nicht aus. Aber der eigentliche Charakter der merkantilen Gesinnung ist gerade eine Ablehnung des Eingeständnisses, daß es sich so verhält. Würde sie es zugeben, so würde sie damit aufhören, merkantile Gesinnung zu sein, und anfangen, mit Bewußtsein wirtschaftsorganisch zu fühlen.

Im Grunde geht die Denkweise des Merkantilismus aus einem Mißverständnis hervor. Denn die Ursache davon, daß es überhaupt möglich sein konnte, im Geldverkehr eine selbsttätige Entscheidungskraft über das Leben der Werte zu sehen, beruht auf einer offenbaren Verwechslung. Jener Umstand, daß durch den

tauschenden Handel rein subjektiv das bewußte Gefühl für den Wirtschaftswert entsteht, wurde mit dem objektiven Sachursprung dieses Wirtschaftswertes verwechselt, der allein in der schaffenden Arbeit liegt. Damit verfälscht sich für den Effekt die wirkliche Lage: das äußere Symbol dieses seelischen Vorganges, eben das Geld, bekommt wirtschaftliche Realität und ein durch Übereinkunft sich selbst fortführendes eigenes Dasein, während es in Wahrheit ein absterbendes und leeres Symbol bleibt, sobald ihm positive Produktionswerte nicht mehr entsprechen und die Übereinkunft durch Entziehung ihrer sachlichen Grundlagen hinfällig wird. Ferner erscheint der Handel selber, dessen Tauschakt nur psychologisch das Gefühl für die Geltung der Werte erzeugt, als schöpferisch in der Sache, während er der Wahrheit nach und allerdings, weil er die Verbrauchsmöglichkeiten erhöht, wohl wertsteigernd, aber nicht wertschaffend ist.

Diese ganze Fälschung ergibt es, daß es zum Verhängnis der merkantilen Gesinnung wird, ihre tiefe und absolute Abhängigkeit vom produktiv-organischen Wirtschaftsereignis immer von neuem übersehen zu müssen. Um sich aufrechterhalten zu können, darf sie in ihrer Absicht wirtschaftsorganische Bildungen nicht zulassen wollen, obwohl sie mit ihrem tatsächlichen Verfahren doch stets wieder bei wirtschaftsorganischen Vorgängen ansetzt.

In der Zusammenwirkung von Verbrauch und schaffender Arbeit steckt das innerste Gesetz des volkswirtschaftlichen Lebens. Wogegen der Geld- und Warenverkehr und der Austausch der Güter nur die äußere mechanische Regel ist, nach der sich das handgreifliche Wirtschaftsdasein in der Sichtbarkeit abrollt. Setzt man diese äußere Regel an die Stelle des inneren Lebensgesetzes, wie der Merkantilismus es tut, so entsteht freilich der Eindruck, als ob eine Volkswirtschaft immer dahinsiechen müßte, wenn ihr Geld- und Warenhandel vereinsamt und sie sich von den internationalen Beziehungen fernhält. Aber jenes Lebensgesetz ruft diese Beziehungen von neuem hervor. Denn sobald die abgeschlossene Volkswirtschaft ihre Energie auf eine organische Haltung einstimmt und produktive Einheit sein kann, kommt sie wieder

einmal in die Lage, mit dem Überschuß ihrer Energie aus sich herauszutreten und ihr Leben weltwirtschaftlich zu äußern. Während die merkantile Orientierung keine wirtschaftsorganischen Gebilde gestattet, bringt die wirtschaftsorganische Orientierung die Aussicht auf kaufmännische Leistungen hervor. Einer selbständigen Wirtschaftseinheit, die sich vom Weltmarkt ganz unabhängig machen könnte, müßte der Weltmarkt sich am leichtesten wieder öffnen. Und es darf kaum zweifelhaft sein, wie ein Konkurrenzkampf zwischen ihr und einer anderen Volkswirtschaft, deren Grundschichten auf dem internationalen Güteraustausch liegen, letzten Endes auslaufen würde.

Darum wird jene Auffassung der Weltwirtschaft, daß der internationale Güteraustausch die Voraussetzung des Wirtschaftslebens sei, zu einem Fluch. In der anderen Bedeutung aber, als bloßes Ergebnis wirtschaftlicher Kraft, kann sie eben nie der Hauptpunkt der Wirtschaftspolitik sein.

* * *

Wie sich die Äußerungen der beiden widerstreitenden Wirtschaftstendenzen in der wirklichen Praxis miteinander verquicken, so vermischen sie sich auch in den Gesichtspunkten und Gründen, mit denen man die Unersetzlichkeit des Kolonialimperialismus für das Wirtschaftsleben verficht. Sie kreuzen sich nicht nur oft in denselben Personen oder Autoren, sondern zuweilen sogar in denselben Beweisführungen dieser Autoren. Dennoch sind beide Richtungen der kolonialpolitischen Beweisführung deutlich auseinanderzuhalten.

Die merkantile Richtung geht hauptsächlich von der Bedeutung der Kolonien für eine ausgebreitete Basis des Seeverkehrs aus; und die wirtschaftsorganische Richtung geht hauptsächlich von dem Charakter aus, den die Kolonien als Lieferungsländer von Rohmaterial haben. Beide aber stimmen darin überein, daß es besonders die Wirkungen der technischen Industrie seien, was heutigen Tages unerbittlich eine vorherrschende Kolonialpolitik fordere.

Wegen der vorhandenen Bedürfnisse der Industrie könne ein sich selbst genügendes Wirtschaftsgebiet nur noch durch die Erwerbung von Kolonien hergestellt werden: ein großes Kolonialreich sei nötig zur Beschaffung importierter Rohstoffe für den modernen Bedarf. Währenddessen legen die Merkantilisten das Hauptgewicht mehr auf den Export. Die wirtschaftlichen Komplikationen, welche die technische Industrie mit sich führe, wären so durchgreifender Natur und nicht mehr rückgängig zu machen, daß der geschlossene Wirtschaftskörper für immer historisch sei und eine Abgrenzung politisch verbundener Gebiete zur gebundenen Wirtschaftseinheit doch schließlich unwirksam bleibe. Wider ihren Willen würde die Volkswirtschaft auf eine erschöpfende Ausnutzung der Funktion des internationalen Güteraustausches zurückgeführt werden. Die bestimmte Absicht dieser Ausnutzung sei darum bei weitem gescheiter, und ein großes Kolonialreich wäre erforderlich als Grundlage zur stabilen Sicherung des Handels und seiner Gewinnmöglichkeiten im überseeischen Leben.

II

Industrialisierung

Die kolonialpolitischen Merkantilisten schreiben der technischen Industrie eine ihr von Natur innewohnende, das Wirtschaftsleben umwälzende Macht zu. Sie glauben, einen ursächlichen Zusammenhang zwischen ihr und dem Tauschsystem feststellen zu können. Gebe man zu, daß eine moderne blühende Volkswirtschaft ohne blühende Industrie unmöglich sei (was freilich jedermann zugeben wird), so gebe man damit ohne weiteres zweierlei zu: wirtschaftlicher Fortschritt bedeute dasselbe, wie eine fortschreitende Industrialisierung der Wirtschaft, und zugleich dasselbe, wie eine zunehmende Ausdehnung in der Herrschaft des internationalen Güteraustausches, weil beides parallele Vorgänge sind, die einander entsprechen.

Zweck und Sinn alles volkswirtschaftlichen Wachstums sei eine Steigerung der Kraft; sie komme in der Vermehrung des Nationalvermögens zum Ausdruck. Wenn in dieser Hinsicht anerkanntermaßen die industrielle Produktionsweise besonders leistungsfähig und produktiv sei, so habe das seinen Grund in einer vollkommenen Bewegungsfreiheit und Bedingungslosigkeit ihrer Arbeitsart, die sie von der Landwirtschaft unterscheidet. Der Arbeitsweise der Landwirtschaft bleibe immer ganz das Gegenteil dieser Beweglichkeit eigentümlich. Ihr eigenstes Wesen sei Kultivation der Bodenerzeugnisse (was wegen Klima und Weide auch für die Viehzucht zutrifft), und sie bleibe somit stets an den Boden gebunden und durch ihn gefesselt, während die Industrie durch ihre Technik von dieser Bedingtheit durch den Boden frei und unabhängig gemacht werde. Es komme bei ihr

nur auf Fleiß und Unternehmungslust an, auf Arbeitskräfte und Kapital. Die materiellen Voraussetzungen ihrer Produktion lassen sich frei transportieren, aber Erde und Wetter lassen sich nicht transportieren. Weil die landwirtschaftliche Produktion an der gegebenen Natur haftet, sei ihre Entwicklungsmöglichkeit von Natur gehemmt und begrenzt und der industriellen Entwicklung von vornherein unterlegen. Nur die Industrie verschaffe der nationalen Arbeit rege Arme und Luft.

Ein typisches Beispiel hierfür biete unsere Textilindustrie. Unsere Schafzucht ist nicht bedeutend, und eine eigene Erzeugung an Rohbaumwolle steht uns so gut wie nicht zur Verfügung. Denn die Kolonialernte Deutsch-Ostafrikas zählt wenig mit; die Einfuhr an Rohbaumwolle aus Deutsch-Ostafrika nach dem Reich stand im Jahre 1913 erst an siebenter Stelle. Trotzdem ist die deutsche Textilindustrie so hoch entwickelt und stark, daß im Jahre 1913 für 369 Millionen Mark Wolle und für 607 Millionen Mark Rohbaumwolle eingeführt und also gebraucht wurden, von der Baumwolle für 461 Millionen Mark allein aus den Vereinigten Staaten. Von anderen überseeischen Webstoffen gar nicht zu reden.

Hierin offenbare es sich, wie sehr die industrielle Arbeitsfunktion mit dem internationalen Verkehr der Austauschgüter Hand in Hand gehen müsse. Sie rufe ihn hervor, indem er sich als die tragende Form ihrer Bewegungsfreiheit einstellt. Die freie Beweglichkeit sei ohne Transport der Rohmaterialien über die Länder hinweg, ohne Auslandseinfuhr nicht möglich. Gleichzeitig fordere die industrielle Arbeitsfunktion den Umlauf der Waren für ihre Ausfuhr. Denn sie brauche für ihre Absatzmöglichkeiten einen offenen Markt. Die deutsche Textilindustrie hätte ohne ihren Absatz auf dem ausländischen Markt nicht so blühen können, wie sie es in der Friedenszeit bisher getan hat.

Infolge der überlegenen Leistungsfähigkeit der Industrie strebe die Volkswirtschaft naturgemäß darauf hin, ihren Bestand durch einen gesteigerten Export industrieller Produkte zu heben. Damit würden einfach durch den Zwang der Entwicklung die Arbeits-

kräfte mehr und mehr von der Industrie in Anspruch genommen und der landwirtschaftlichen Arbeit entzogen. Die erste Wirkung hiervon sei ein gesteigerter Einfuhrbedarf an Lebensmitteln, die sonst von der Landwirtschaft erzeugt worden wären, und an Rohstoffen für die wachsende Industrietätigkeit; und als weitere Folge dieser Bedarfssteigerung müsse wieder eine entsprechende Steigerung der Produktion und Ausfuhr an industriellen Gütern eintreten, damit der gesteigerte Bedarf ohne Einbuße an wachsender Wirtschaftskraft gedeckt werden könne. Also sei der Grundzug dieser Entwicklung eine zunehmende Industrialisierung des Wirtschaftslebens, die mehr und mehr angewiesen wird auf den offenen Markt und seine überseeischen Absatzländer, und ein immer intensiverer Betrieb des internationalen Austauschverfahrens in Verkauf und Einkauf, den die zunehmende Industrialisierung herbeiführt. Als letztes Ergebnis müsse sich einmal ein Zustand herstellen, bei dem eine vollkommene Umwandlung der nationalen Produktion in Industrietätigkeit und eine völlige Umsetzung der betreffenden Volkswirtschaft in Weltwirtschaft, d. h. ihre maßgebende Geltung auf dem Weltmarkt durch den eigenen Handel, miteinander übereinkommen würden.

Zur Aufrechterhaltung dieser maßgebenden Geltung müsse man stets in der Lage sein, den freien Verkehr mit den Kauf- und Absatzgebieten sichern und eine etwaige Sperrung des überseeischen Weltmarktes verhindern zu können. Eine entsprechende Seegewalt und das Kolonialreich zur machtpolitischen Unterbauung dieser Gewalt seien hierfür das einzig mögliche Mittel.

* * *

Zwei Willkürlichkeiten hierin machen mißtrauisch. Es wird jener Kausalzusammenhang zwischen der merkantilen und der industriellen Entwicklung und mit ihm ein Wesensgegensatz zwischen Industrie und wirtschaftsorganischer Haltung so obenhin als Grundwahrheit angenommen. Aber diese bloße Annahme verschleiert die Frage, was in dem Kausalzusammenhange die Wirkung und was die Ursache ist. Es fragt sich, ob die Herrschaft

des Tauschsystems aus der industriellen Entwicklung oder etwa umgekehrt die fortschreitende Industrialisierung nur aus einer merkantilen Haltung hervorgeht. Weiterhin fragt es sich, ob überhaupt die Entwicklung zur einseitigen und reinen Industriewirtschaft, die sogenannte Industrialisierung, dasselbe sei wie die industrielle Entwicklung als solche: ob also der Industrialismus mit seiner Verdrängung der wirtschaftsorganischen Funktionsweise ein notwendiges Ergebnis des industriellen Zeitalters sein müsse. Aber hierin steckt erst der Kern des Problems, um das es sich handelt.

Ferner kommt es bei der Frage nach den Handelserfolgen der Industrie und nach der Sicherung ihrer Absatzmöglichkeiten doch praktisch allein auf die deutschen Verhältnisse an. Für die deutschen Verhältnisse dürfte indessen eine schlanke Gleichsetzung von Auslandsmarkt und Überseemarkt zum mindesten voreilig sein. Es trifft nämlich einfach nicht zu, daß die deutsche Ausfuhr an industriellen Erzeugnissen in einem entscheidenden Maße vom überseeischen Markt — im Gegensatz zum Kontinent — abhängig sei. Selbst mit allen großen Fragezeichen, die verständigerweise hinter den Zukunftswert der Handelsstatistik aus der Zeit vor dem Kriege gesetzt werden sollten, sprechen ihre Resultate gegen eine solche Abhängigkeit.

Die deutsche Handelsbilanz hat sich im Jahre 1913 auf 10770 Millionen Mark Einfuhr und 10097 Millionen Mark Ausfuhr gestellt. Von dieser Ausfuhr gingen 7677 Millionen Mark, also rund 75%, nach Europa. Demnach hatte der deutsche Export im allgemeinen mehr eine europäische oder kontinentale, als eine überseeische Richtung. (Wobei es, was die innere Haltung der Handelsfront angeht, natürlich gleichgültig bleibt, ob das Transportmittel Schiffahrt oder Eisenbahn war.) In dieser Richtung verlief die Entwicklung bereits seit mehreren Jahren. Denn es ist höchst wichtig und interessant, daß im deutschen Ausfuhrhandel, wie der Nationaldeutsche in seinem erwähnten anonymen Buche darlegt (S. 190—199), zwei scharf unterschiedene Perioden getrennt werden müssen. In der ersten Periode schien die

Gesamtentwicklung des deutschen Exports ihr stärkeres Tempo allerdings in eine überozeanische und antikontinentale Linie verlegen zu wollen. Aber diese Zeit ist seit einem Jahrzehnt schon vorbei. In den Jahren 1905—1907 vollzog sich eine kritische Schwenkung.

Vor dieser Schwenkung, in der Zeit von 1898—1905, war die deutsche Ausfuhr nach Europa um 36% ihres anfänglichen Betrages, die nach Außereuropa indessen um 85% ihres anfänglichen Betrages gestiegen. Durch die Kehre von 1905—07 wurde die Linie des stärkeren Tempos jedoch umgelenkt, von Übersee weg und auf festländische Wirkungen zurück. Denn von dem Mehrbetrage von 2,2 Milliarden Mark, um den der gesamte deutsche Export in den Jahren von 1907—1912 wuchs, entfielen 1,7 Milliarden Mark oder 76% auf das kontinentale Europa, Rußland und die Türkei; der Rest von 24% verteilte sich einigermaßen ungleich auf die überseeischen Länder (selbst England mit einbegriffen).

Die Beobachtung eines nicht vorwiegend überozeanisch und kolonialpolitisch orientierten Wirtschaftsgedankens wäre nach allem für den deutschen Industrieabsatz keine schwere Gefahr; eine noch bestimmtere Verlegung unserer wirtschafts- und handelspolitischen Schwerpunkte nach der europäisch-kontinentalen und vorderasiatischen Richtung könnte für sie kaum verhängnisvoll sein. Sie würde nur bewußt eine bereits vorhandene Entwicklung gestalten. Gerade die Kurve der deutschen Ausfuhr nach der Türkei ist in der jüngsten Zeit seit 1908, nach den vorübergehenden Störungen durch die innere Umwälzung, bis 1912, als durch den Balkankrieg abermals Störungen eintraten, rapide gestiegen: rund gerechnet von etwa 65 auf etwa 110 Millionen Mark in diesen kurzen 4 Jahren. Im ganzen entwickelte sich die türkische Einfuhr aus dem Deutschen Reich für die neuere Zeit (1887 bis 1910) von 6% auf 21% der Gesamteinfuhr, während der englische Anteil von 60% auf 35% und der französische Anteil von 18% auf 11,5% fiel. Das dürften immerhin beachtenswerte Verschiebungen sein.

Die bloßen Zahlen des allgemeinen Exports verschaffen zwar von der Bedeutung der Ausfuhr für die Industrie immerhin nur ein oberflächliches Bild. Will man in diese Bedeutung etwas eindringen und sich ein klareres Bild machen können, so hat man zu fragen, welche Industriezweige mit ihrem Absatz hauptsächlich auf den Auslandsbedarf angewiesen sind und welche nicht. Auch Waldemath (S. 31) muß zugeben, daß dies bei der deutschen Schwerindustrie weit weniger der Fall ist, als bei der — vornehmlich sächsischen — Fertig- und Leichtindustrie. Für diese Industriezweige fielen nach Stresemannschen Angaben vom Frühjahr 1914 folgende Teile ihrer Gesamtproduktion (soweit die Unterlagen reichen) auf die Auslandsausfuhr: bei der Textilindustrie 31%, bei der Papierindustrie 25% und bei der Metallverarbeitungsindustrie 30%. Eine Revolution auf dem ausländischen Markt (z. B. angenommen, daß die Revolution dieses Krieges zu einer dauernden Umwälzung führt) könnte sie unter Umständen tödlich treffen, während die Schwerindustrie davon nicht gefährlich berührt werden würde. Daraus läßt sich ein verschiedener Grad in der Verknüpfung der einzelnen Industriezweige mit der heimischen Wirtschaft erkennen. Die heimische Wirtschaft hat für manche von ihnen einen höheren Wert als für andere, und man darf vielleicht schließen, daß sie ebenfalls für die heimische Wirtschaft einen höheren Wert als die anderen haben.

Wenn aber die Industrie überhaupt eine solche innere Bewertung und Zergliederung verträgt, so heißt das nichts anderes, als daß sie sich wirtschaftsorganisch beurteilen läßt. Ihr ursprüngliches Wesen ist also nicht von vornherein außerhalb des organischen Lebens im Wirtschaftskörper gestellt.

* * *

Jene krasse Gegenüberstellung, so als ob Industrie durchaus die „weltwirtschaftliche“ oder merkantile und nur die Landwirtschaft eine organisch bedingte Arbeitsart wäre, beruht auf einer Täuschung. Beide treffen sich darin, daß sie überhaupt Produktion sind, Produktion als solche, die dem Wirtschaftsorganismus

die eigenen Kräfte verschafft. Die Frage ist nur, inwieweit diese Produktivität innerlich selbsttätig ist.

Gerade in ihrer Bedingtheit, in ihrer Abhängigkeit vom Boden liegt die Bürgschaft für die innere Selsttätigkeit der landwirtschaftlichen Erzeugung. Ihr Einssein mit der Erde ist es, was sie von äußeren Beziehungen unabhängig und selbständig macht. Sie „wächst" im echtesten Sinne des Wortes. Nicht anders verhält es sich ursprünglich dem Grundsatze nach bei der Industrie. Ihre Rohstoffbeschaffung und die Ermöglichung ihrer Arbeit führt in irgend einer Form immer auf Bodenerzeugung zurück. Selbst die Rohmaterialien der Textilindustrie, die mit am auffallendsten in die Zirkulationsprozesse des fremdländischen Warenverkehrs verflochten wird, wie Rohbaumwolle, Seide, Flachs und selbst Schafwolle, sind Bodenprodukte. Aber dieses Beispiel ist nicht durchschlagend. Das eigentlich Wesentliche bleibt, daß die industrielle Arbeit vor allem ihrer Maschinen bedarf und Kohlen haben muß, um die Maschinen zu feuern. Ohne Erze, die in der Erde lagern und aus der Erde gewonnen werden, lassen sich diese Maschinen nicht bauen, und erst die Kohlenbeute des Landes macht sie lebendig. Sie ruft das industrielle Leben hervor. Auch die inneren Bedingungen der Industrie steigen aus dem Boden herauf. Und wie sie die Unterstützung der Gütervermittlungen, die ihr zweifellos eine vielseitigere Ausbreitung erleichtern, ausnützt und empfängt, so ist auch die Landwirtschaft hierzu in der Lage; sie verwendet Futter- und künstliche Düngemittel, die sie importiert.

Allerdings besteht nun tatsächlich in diesem Punkte ein Unterschied zwischen beiden. Die Gütervermittlung, der Transport der Rohstoffe und Halbfabrikate, bietet sich der Industrie in einem weit größeren Umfange, als der Landwirtschaft dar. In der Praxis sind z. B. eben die Rohmaterialien der Textilindustrie nur in seltenen Fällen eigene Landesprodukte. Baumwolle und auch Kohle und Eisen lassen sich ohne Schaden für ihre Verwendungsfähigkeit vom Ursprungsland nach einem Verarbeitungsland transportieren und sind überall zu verwerten, während eine Über-

führung von Saatgetreide oder Zuchtvieh gar keinen Sinn hätte, sobald in dem Verwendungsland die natürliche Aufnahmefähigkeit fehlt. Die industriellen Arbeitsmittel vermögen die klimatischen und geographischen Schranken zu überwinden, und die landwirtschaftlichen nicht oder jedenfalls ncht in derselben unbehinderten Weise.

Dennoch liegt hierin keine wesentliche Verschiedenheit, sondern nur ein bloßer Gradunterschied. Diese Überwindungskraft und dem Anschein nach absolute Leichtigkeit des Verkehrs, mit der sich die merkantilen Leistungen der Industrie anbieten und öffnen, hat in ihren praktischen Wirkungen auch eine Grenze, und es darf fraglich sein, ob es ein natürlicher Entwicklungsvorgang wäre, wenn die Industrie dieser Leichtigkeit völlig nachgeben würde. Sie würde in ein künstliches Dasein geraten. Denn je mehr sie sich mit ihren Voraussetzungen dem System des Güteraustausches anheimstellt, desto mehr muß sie sich von ihren vorgefundenen, naturhaft gegebenen und unzerstörbaren Lebensmöglichkeiten entfernen. Es kommt letzten Endes immer auf eine unmittelbare Verfügung über Rohstoffe an. Vielleicht ist die Entwicklung der Industrie nicht so direkt wie die landwirtschaftliche durch ihre Abhängigkeit vom Boden vorherbestimmt und gehemmt, aber sie wird von ihr ebenfalls gehemmt und vorherbestimmt.

Die tiefste Entscheidung liegt immer bei der Kohlenerzeugung. Kohle ist das Blut der Industrie. Nur zu Bruchteilen läßt sie sich allenfalls durch Erdöle oder Wasserkräfte ersetzen. Besser, als es Worte beweisen können, wird diese Grundtatsache von der handgreiflichen Wirklichkeit anschaulich gemacht. Man braucht nur die einem jeden geläufige Industriebedeutung verschiedener europäischer Länder und der Vereinigten Staaten mit ihrer jährlichen Kohlenförderung zu vergleichen. Und zwar wird man für diesen Zweck nicht den Ausnahmezustand des Krieges, sondern normale und ungestörte Verhältnisse nehmen. Es wurde im Jahre 1913 an Kohle gefördert in Millionen Tonnen: England 270, Deutsches Reich 260, Nordamerikanische Union 450,

Österreich-Ungarn 50, Frankreich 40, Rußland 31 und Belgien 20. Italien hat keine eigene Kohlengewinnung. Es importierte im Frieden etwa 12 Millionen Tonnen, 10 davon aus England. Frankreich brauchte eine Einfuhr von 20 und Rußland eine solche von 5 Millionen Tonnen. Weder die englische, noch die deutsche oder nordamerikanische Industrie hätten ohne natürlichen Kohlenreichtum die Höhe erreichen können, auf der sie sich befinden. Ein Land ohne eigene Kohlenförderung hat für die Industrie keinen inneren Beruf. Für die geschaffenen Industrieländer wäre es nie eine ernsthafte Konkurrenz, und es kann niemals eine moderne Wirtschaftsmacht großen Stiles darstellen. Versucht es das dennoch, so rächt sich irgendwann einmal das Mißverhältnis seines inneren Seins.

Industrie und Landwirtschaft sind beide bodenständige Stämme des wirtschaftsorganischen Lebens. Bei dem einen dieser Stämme reichen die Wurzeln wohl etwas tiefer und fester, und der andere treibt mannigfaltigere Äste und buntere Blüten. Aber beider Wurzeln verschlingen sich in dem ökonomischen Begriff der Urproduktion. Dieser Begriff umfaßt die Landwirtschaftsproduktion im weiteren Sinne (Roherzeugung von Ackerbau und Viehzucht, Forstwirtschaft und Gärtnerei in allen ihren Formen) und die mineralische Produktion, d. h. den ganzen Bergbau und vor allen Dingen in Kohle und Eisen, sowie auch Stein- und Zementgewinnung u. dgl. In der Urproduktion ist der erste Ursprung aller Produktivität und Werterzeugung enthalten. Wirtschaftsorganische Vorgänge wären unmöglich ohne sie. Sie bedeutet das Wachstum der schaffenden Arbeit aus der heimischen Erde. Nach dem Verhältnis der Urproduktion zu industrieller Verarbeitung und Produktion überhaupt und zum Handel, nach ihrem Verhältnis zum Nationaleinkommen bestimmt sich der Grundzug in der wirtschaftlichen Funktionalität eines Landes und Volkes.

* * *

Es ist unwahr, daß die Industrie von sich aus eine Abstellung der organischen Orientierungen in der Wirtschaftsweise fordert

und notwendig macht. Diese langsame Abstellung geht nicht aus der Industrie selber, aus ihrer inneren Selbständigkeit und gesunden Entwicklung hervor, sondern sie entsteht aus der äußeren Gestaltung ihres Verhältnisses zur Landwirtschaft und aus quantitativen Verschiebungen in dieser Gestaltung. Es handelt sich um den bekannten und überall auftretenden Konflikt zwischen Landwirtschaft und Industrie. Aber selbst dieser Konflikt ist keineswegs notwendig, weil er nicht aus einem gegebenen Gegensatze herkommt. Denn das gegebene Verhältnis zwischen beiden wäre der organische Ausgleich. Daß sie in ihren Beziehungen zueinander beiderseits Produzent und Konsument sind, weiß jedes Kind. Im Grunde ist ihr Konflikt weiter nichts, als ein oberflächlicher Wettkampf um Einfluß und Geltung in der Öffentlichkeit und um die Arbeitskräfte, wie er allenthalben stattfindet. Man sollte meinen, daß er sich durch eine natürliche Wiederherstellung des organischen Ausgleichs von selber schlichtet, indem bei allen Schwankungen die lebenerhaltenden und lebenschaffenden Kräfte der beiden Arbeitsgebiete entscheiden. Die landwirtschaftliche Erzeugung hat die wirtschaftsorganische Grundfunktion zu erfüllen, nämlich das eigene Volk zu ernähren. Sie ist der ewige Quell und Jungbrunnen der nationalen Stärke in Wirtschaft und Wirken, und nicht zu ermessen wäre die Schicksalsdrohung, daß dieser Quell verschüttet werden könnte oder versandet. Das sind alles Wahrheiten, die eigentlich und besonders in diesen gegenwärtigen Tagen selbstverständlich sein sollten.

Ganz etwas anderes als eine selbsttätige industrielle Entwicklung ist jener Prozeß, der immer deutlicher zum reinen Industrialismus hinführt und die landwirtschaftliche Produktionsweise nach und nach beiseite rückt und verdrängt. Er scheint nichtsdestoweniger in den meisten Industrieländern mit moderner Volkswirtschaft unaufhaltsam zu sein. Ihre Industrialisierung nimmt zu, so daß die Industrietätigkeit mehr und mehr zur tragenden Lebensweise wird, auf der die nationale Arbeit beruht. In England, dem ältesten Industrielande, hat sich dieser Prozeß bekanntlich mit einer Eindringlichkeit durchgesetzt, die verführe-

risch wirkte; und es gibt immer noch Leute, die allen Ernstes behaupten, daß wir es mit Absicht und Bewußtsein nachmachen müßten.

Ein innerer, organisch wirkender Zwang zur Industrialisierung Englands, den man aus dem tatsächlichen Vorrat des Landes an Erzen und Kohlen ableiten könnte, lag in Wahrheit nicht vor. Denn wenn es so wäre, müßte diesem Vorrat ein gleicher Mangel an Weideland und Ackerboden entsprechen. Aber das Land eignet sich sehr gut durch Klima und Bodenbeschaffenheit zum Ackerbau und durch reiche Weidegebiete besonders zur Viehzucht. Beide Teile beanspruchen die Arbeitskräfte des Volkes. Die inneren Bedingungen für einen organischen Ausgleich waren also gegeben. Trotzdem ist die Industrialisierung Englands, wenn auch nicht absolut und vollkommen beendet, so doch soweit vorgeschritten, daß sie durchaus die Gesamthaltung der nationalen Wirtschaftsweise bestimmt. Vor ein paar Monaten stand es bei uns fast in einer jeden Zeitung zu lesen, daß der englische Landbau nur fähig sei, ein Fünftel des Volks zu ernähren.

Die Ernteerträge halten, selbst wenn man den Unterschied der Volksziffer in Rechnung stellt, mit denen Deutschlands keinen Vergleich aus. An Brotgetreide (Roggen und Weizen) wurde nach Millionen Tonnen erzeugt: im Jahre 1912 im Deutschen Reiche 15,9 gegen 1,6 in Großbritannien und Irland, und im Jahre 1913 sogar 16,9 gegen 1,5. Die deutsche Kartoffelproduktion betrug fast das Zehnfache derjenigen in Großbritannien und Irland. Auch heute noch liegt die Stärke der englischen Landwirtschaft in der Viehzucht. Aber nur in Schafen erreicht der Viehbestand eine weit überragende Ziffer; bei den Rindern beläuft er sich nur auf die reichliche Hälfte und bei den Schweinen kaum auf $^1/_6$ des Viehbestandes in Deutschland. Die besondere Pflege der Schafzucht erklärt sich wesentlich daraus, daß sie der Wolle wegen mehr als Rohstoffproduktion für die Textilindustrie getrieben werden dürfte. Bei einer Betrachtung dieser nackten Tatsachen ist überdies nicht zu vergessen, daß der schwerere Teil der großbritannischen landwirtschaftlichen Arbeit auf Irland fällt,

daß aber Irland eigentlich nicht zum „Vereinigten Königreich" Großbritannien (England und Schottland) gehört und im Grunde nichts anderes, als eine europäische Kolonie Englands ist. Jedenfalls ist trotz aller neuesten Reformversuche nicht im Ernste daran zu denken, daß die englische Landwirtschaft jemals wieder imstande sein könnte, ihre wirtschaftsorganische Grundfunktion zu erfüllen.

Setzt man das jährliche Nationaleinkommen Englands in Mark auf mindestens rund 30 Milliarden an, wie der Oberfinanzrat Prof. Dr Hermann Losch in Stuttgart es tat,[1]) so zeigt sich dieses Verhältnis: auf die landwirtschaftliche Produktion würden davon nur rund 5 Milliarden entfallen; aus der mineralischen Urproduktion mögen sich 3 Milliarden ergeben, und das ganze übrige Nationaleinkommen muß aus den Erträgnissen der industriellen Verarbeitung und des Handels herkommen. Mindestens 4/5 der 3 Milliarden mineralischer Urproduktion gehören in die Steinkohlenförderung, so daß für die eigene Metallgewinnung nur ein verhältnismäßig geringer Teil übrig bleibt. Damit entsteht, sobald man in Gedanken von der Kohlenförderung absieht, der Eindruck einer schmalen natürlichen Basis für die Verarbeitungsindustrie: nur im Kohlenreichtum kann heute der Grund für eine innere Selbsttätigkeit der englischen Industrieleistung liegen. Es wäre trotzdem übereilt, hieraus einen Rückschluß zu ziehen und

[1]) „Englands Schwäche und Deutschlands Stärke." Stuttgart 1914, Deutsche Verlagsanstalt. — Das ist indessen eine bloße Schätzung, die sich auf die Zeit vor dem Kriege bezieht. Sie greift — wohl absichtlich — eher zu tief als zu hoch. Nach Meldungen über Holland soll im August 1916 der damalige Schatzkanzler MacKenna die „ganzen Nationaleinnahmen" sogar mit 2700 Millionen Pfd. Sterling = 54 Milliarden Mark angegeben haben. Es bleibt zurzeit wenig durchsichtig, wie sich diese überraschend hohe Summe berechnet. Gewiß mag England, durch die Ausnutzung des Bedarfs seiner Bundesgenossen, am Kriege sehr viel verdienen. Doch ebenso wird bekanntlich sein eigener Kredit überspannt. Es hat — gleichfalls nach Angaben vom August 1916 — an jedem Wochentage 40 Millionen Mark für Kriegslieferungen an das Ausland zu zahlen. Diese Summen bringt es zu einem beträchtlichen Teile durch ausländische Anleihen auf.

das Verhältnis gleichsam umzuwenden, indem man wieder erklärt: die eigentlich begründende Ursache für die Entwicklung zur einseitigen Industriewirtschaft sei eben eine mit Macht einsetzende, unwiderstehlich expansive und umwälzende Wirkung der Kohle. Denn es ist nicht nur ein Irrtum, daß industrielle Selbständigkeit und Industrialisierung etwas Gleichbedeutendes seien, sondern die industrialisierende Entwicklungstendenz in England ist sogar älter, als die moderne technische Industrie, die von der Kohle abhängt. Schon lange, bevor die Kohle für das berühmte Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität ihre Bedeutung gewann, hat es dort eine starke Manufakturindustrie gegeben, die sich ausdehnte und zunahm.

Anfänglich mag es mitgewirkt haben, daß eine stets wachsende Bevölkerung in der Landwirtschaft nicht mehr ausreichende Arbeitsgelegenheit fand und deshalb zur Industrie überging. Doch wäre ein bestimmter Wille zur Aufrechterhaltung der organischen Wirtschaftsweise vorhanden gewesen, so hätte das Siedelungsleben des weiten Kolonialreiches den Bevölkerungsüberschuß leicht aufnehmen können, und es nahm ihn ja auch teilweise auf. Das Entscheidende war es aber gerade, daß man diesen Willen nicht hatte. Wir finden den Mangel dieses Willens am unmittelbarsten im Sozialcharakter und Wirtschaftsgeist der englischen Landwirtschaft selbst: in der unmäßigen Ausbildung des Pächterwesens, das bequeme und leichte Privateinnahmen ohne eigene Arbeit und produktive Leistung und auf Kosten der naturgewollten Funktionalität in der lebenschaffenden Kraft der Landwirtschaft sichert. Die heutigen Agrarzustände Englands gingen aus einer völligen Unterordnung der landwirtschaftlichen Produktion unter eine merkantile Wirtschaftsdenkweise hervor. Und aus eben dieser Unterordnung ergab sich die Preisgabe der Landwirtschaft zugunsten der Industrietätigkeit.

* * *

In jenem Grundgedanken der Industrialisierungspropheten, daß die Industrie und ganz besonders die moderne technische

Industrie „wirtschaftlich produktiver" als die Landwirtschaft sei, steckt in gewissem Sinne etwas Richtiges. Wenn die Industrie wegen der leichteren Beweglichkeit ihrer Stoffe, Arbeitsmittel und Fabrikate quantitativ eine größere Benutzung des Warenverkehrs und eine stärkere Ausnutzung durch den Handel gestattet, so muß ihre Produktionsart infolge der wertsteigernden Wirkungen des Tauschverfahrens auch mehr als die landwirtschaftliche einbringen können. Aber es liegt auf der Hand, daß diese Beurteilung den absoluten Handelsgedanken, zu dem sie hinführen will, schon in der Gesinnung voraussetzt.[1]) Denn sie richtet sich durchaus nach merkantilen Gesichtspunkten. Sie übersieht die organischen Bedingtheiten des Wirtschaftslebens und prägt ihre inneren Forderungen gewaltsam in merkantile Maßstäbe um, indem sie diese als allein gültig und möglich betrachtet: die organische Bestimmung „wirtschaftlich produktiv", deren Wort man freilich beibehält, ist im Gefühl und in ihrer bewußten Bedeutung von den merkantilen Begriffen gewinnbringend, pekuniär vorteilhaft und rentabel verdrängt. Unter Wirtschaftskraft wird bloße Geldkraft verstanden.

Genau so verhielt es sich im englischen Entwicklungsprozeß, der dort die entscheidende Einlenkung zur reinen Industriewirtschaft in Gang gebracht hat. Nur die kühle Berechnung, daß die Industrie lukrativer sei, als es die landwirtschaftliche Produktions-

---

[1]) Die organisch lebende Wirtschaftsweise wäre dagegen in der Hauptsache etwa dasselbe, was Friedrich List mit dem Agrikultur-Manufaktur-Handelsstaat meinte. Daß die ganze Erkenntnis von Lists voller großer Bedeutung erst jetzt allmählig klar zu werden beginnt, liegt zum Teil mit an der Zeitstimmung. Dieser Zusammenhang wurde schon in der „Einführung" gestreift. Um so weniger aber sei eines Mannes vergessen, der für die Wiedererweckung der Grundgedanken Lists in modernerer Form bereits seit einem Menschenalter gearbeitet hat: Carl Jentsch. Sein wichtigstes Werk ist seine in mehreren Ausgaben erschienene Volkswirtschaftslehre. Außer einer Monographie über Friedrich List (1901) wären ferner zu nennen „Weder Kommunismus noch Kapitalismus" (1893), „Neue Ziele, neue Wege" (1894) und „Die Agrarkrisis" (1899).

art jemals sein könnte, ist das eigentlich Begründende für den Eintritt dieses Prozesses gewesen. Das für den Außenhandel weniger ergiebige Arbeitsgebiet hatte dem anderen Platz zu machen und vor ihm zu weichen. Die unwillkürliche Berechnung, die das bestimmte, lag dem englischen Wirtschaftsgeist um so näher, als dieses Land bereits einen florierenden Handel besaß und an merkantiles Denken gewöhnt war. Es wurde schon von einer Ausschließlichkeit des geschäftlichen Sinnes beherrscht, bevor es eine technische Industrie gab. Und die nutzbringende Ausbeutung der geschäftlichen Möglichkeiten, die in der Industrie liegen, war um so leichter für England, als dieser alte Handels- und Kolonialstaat eben durch seine vorhandenen Beziehungen in der Lage sein mußte, die geringer werdende eigene Nahrungsmittelversorgung durch bezahlte Einfuhr verhältnismäßig so billig und bequem zu ersetzen und seine industriellen Produkte so vorteilhaft zu verkaufen, daß sich als Saldo ein sicherer Gewinnüberschuß einstellen würde.

Es gibt keine der Industrie von Natur innewohnende mystische Macht, die eine Umwälzung des Wirtschaftslebens heraufführt, indem sie die landwirtschaftliche Produktionsart verzehrt. Vielmehr wurde die Industrie gleichsam hineingelockt in diese Richtung. In der ursprünglichen und einseitigen Entscheidung des Konfliktes zwischen ihr und der Landwirtschaft, wie sie die industrialisierende Entwicklung vornahm, gab nicht der lebenschaffende Mehrwert, sondern die pekuniäre Rentabilität der beiden Arbeitsweisen den Ausschlag. Selbstverständlich bestand diese Entscheidung nicht in einem einmaligen Entschluß, sie vollzog sich in einem allmählichen instinkthaften Geschehen. Aber dieses instinkthafte Geschehen war nichts weniger, als ein natürlicher und innerlich zwingender Entwicklungsvorgang. Es beruhte auf einem fortgesetzten kaufmännischen Akt.

Nicht die Industrie rief mit ihrer Entstehung die Herrschaft des internationalen Tauschverfahrens hervor, sondern umgekehrt ist es gewesen: der Industrialisierungsprozeß wurde von der bereits vorhandenen Geltung einer merkantilen Gesinnung verursacht,

welche die Industrie nur nach ihrer Art verwendet und aufgefaßt hat. Durch diese Auffassung wurde der industriellen Funktionalität im voraus ein merkantiler Charakter untergeschoben; und mit der Verwendung dieses untergeschobenen Charakters erschien es dann so, als ob die folgerechte industrielle Entwicklung mit vermeintlicher Notwendigkeit zur reinen Industriewirtschaft hinführen müsse: der innere, organisch wirkende Wert, den eine gesunde und starke Industrie für jede blühende Volkswirtschaft unzweifelhaft hat, wird mit dem geldwirtschaftlichen Wohlstand eines ökonomischen Lebens verwechselt, in dem es keine andere Produktionsart mehr geben dürfe als Industrie.

Die Industrialisierung ist eigentlich ein merkantiler und kein industrieller Vorgang im spezifischen Sinne. Sie ist nur das Ziel und Ergebnis einer merkantilen Funktionsweise der Industrie. Aber mit deren eigenem und ursprünglichen, organisch bedingten Wesen hat sie überhaupt nichts zu tun.

III

Die Funktionsweisen der Industrie

In ihrem praktischen Verhalten funktioniert die Industrie merkantil oder wirtschaftsorganisch, je nachdem sie aufgefaßt und bei ihrer Einstellung und Herrichtung genetisch angelegt wird. Auch die Landwirtschaft kann wirtschaftsorganisch oder merkantil funktionieren, je nachdem sie sich auffaßt. Eine Landwirtschaft beispielsweise, die in erster Linie für den Export arbeiten würde und das eigene Volk auf die Einfuhr verweist oder es hungern läßt, faßt sich merkantil auf. Im Verhältnis zum Außenhandel liegt das sicherste und sinnfälligste Kennzeichen dafür, ob eine merkantile oder wirtschaftsorganische Charakterhaltung da ist. Und da die Industrie zum Tauschsystem von vornherein eine nähere und breitere Fühlung gewinnt, so springt dieses Kennzeichen bei ihr noch mehr in die Augen. Die kritische Frage ist immer die, ob der Handel eines Landes aus seiner Industrie hervorgeht oder ob die Industrie auf dem Handel beruht. Jenes ist das organische und dieses das merkantile Verhältnis.

Wenn die spontane Entwicklung der industriellen Kräfte sodann einen gesteigerten Absatz auf dem Auslandsmarkt mit sich bringt, so tritt dieser Außenhandel als das ein, was er im organischen Verstande seiner Natur nach sein soll: als eine durch volkswirtschaftlichen Energieüberschuß hervorgerufene Außenwirkung, die von innen her kommt. Es versteht sich von selber, daß hierbei die Innenwirkung der Industrie dieser Außenwirkung sozusagen vorhergeht und daß die näherliegende und schwerere Bedeutung für ihren Absatz im Binnenmarkt bleibt. Jedoch wenn die Lei-

stungsfähigkeit einer Industrie auf Handelsbeziehungen basiert und ihre Entwicklung sich aus der zunehmenden Ausbreitung eines schon vorhandenen Austauschsystemes ergibt, so wird sie vom Außenhandel bewirkt, statt ihn zu erzeugen. Um sich rechtfertigen und halten zu können, arbeitet sie absichtlich für den Export, und die ausschlaggebende Bedeutung für ihren Absatz muß im Außenmarkt liegen.

Sollte nun die Industrie in ihrer merkantilen Grundhaltung und Charakterauffassung sich quantitativ so weit vermehren, bis sie als die tragende und ausschließliche Lebensbedingung der nationalen Arbeit erscheint, so wäre sie in Wahrheit doch nicht diese Lebensbedingung. Denn der Prozeß des Warenverkehrs, der sie selbst trägt, würde mit ihr eben auch die gesamte Arbeit der industrialisierten Volkswirtschaft tragen. Die Industrie selber wäre nichts anderes, als eine längere Phase in diesem allseitigen Umlauf des internationalen Güteraustausches; sie würde wie ein Durchgangsstadium sein, in welchem die zirkulierenden Waren für ihre Verarbeitung — zum Zwecke gesteigerter Gewinnmöglichkeiten — gewissermaßen Station machen. Der Tauschprozeß nähme die industrielle Arbeit ganz in sich auf.

Er entbindet sie dadurch. Nur die merkantile Funktionsweise ist es, was die Industrie ihrer Bedingtheit durch die Urproduktion des eigenen Landes enthebt. Freilich bewirkt das zunächst höchste Vervielfältigungen und einen ungebundenen Reichtum des Schaffens. Aber indem die Industrie so einer wachsenden Gleichgültigkeit gegenüber der Urproduktion und einer Loslösung von dieser verfällt, wird sie dazu verführt, ihre Selbständigkeit zu verraten. Sie muß sich auf die unaufhörliche Bewegung des Güterumlaufs verlassen. Sobald dieser dann einmal stillsteht oder stockt, wäre sie in ihrem innersten Lebensnerve getroffen: sie geht ein. Durch ihre Loslösung von der Urproduktion hat sie ihre eigenmächtigen Kräfte verloren.

Eine Industrie von organischer Charakterhaltung trägt dagegen ihre Lebensbedingungen zuletzt in sich selber. Ihre tiefsten Voraussetzungen werden nicht vom Weltmarkt berührt. Sie würde

in einem solchen Falle, daß sich ihr der Weltmarkt verschließt, ihre Handelswirkungen auf den Auslandsverkehr von neuem erzwingen.

* * *

Wie stehen nun praktisch die Dinge in Deutschland? Es ist bekannt, daß wir eine industriell blühende Volkswirtschaft haben, und daß bis zum Ausbruch des Krieges die deutsche Beteiligung am Welthandel mit einem Betrage von 20—21 Milliarden Mark die nordamerikanische und französische Beteiligungsziffer überstieg und an zweiter Stelle hinter Großbritannien stand. Also käme es darauf an, ob dieser Handel das gesamte Wirtschaftsleben und mit ihm die Industrie beherrscht oder nicht, und was für eine Stellung und Haltung die Industrie selber im Ganzen der Volkswirtschaft einnimmt.

Die Bilanz unseres Außenhandels war schwach passiv. Immerhin bedeutete er durch seine rein merkantilen Funktionen eine wesentliche Einnahmequelle. Aus dieser Einnahmequelle flossen aber nur ungefähr 20% des Nationaleinkommens im ganzen. Wenn wir uns den Außenhandel in einem absoluten Sinne fortdenken wollten, so würde das gewiß eine empfindliche Einbuße sein, doch wirklich verarmen könnten wir nicht. Denn die übrigen 80% des deutschen Nationaleinkommens ergeben sich zusammen aus dem Binnenprozeß, der industriellen Verarbeitung und der eigenen Urproduktion. Allein die deutsche Urproduktion beträgt mindestens 20 Milliarden Mark, d. h. 50% des gesamten Nationaleinkommens, das auf rund 40 Milliarden Mark angesetzt wird. Hiervon dürften wieder auf die landwirtschaftliche Urproduktion (nach der Beurteilung von Hermann Losch) bis zu 15 und jedenfalls nicht unter 12 Milliarden Mark Werte entfallen.[1]) Der

[1]) Abgesehen von den Ausnahmefällen, wo aus den angegebenen Jahreszahlen das Gegenteil hervorgeht, berufen sich in dieser Schrift die mitgeteilten Tatsachen und Ziffern immer auf die letzten Friedenszustände, weil allein diese einen unverschobenen Eindruck von den Produktionsverhältnissen und ihren möglichen Entwicklungsanlagen geben.

deutsche Brotgetreidebau vermochte etwa 85% und die deutsche Viehzucht etwa 95% des heimischen Bedarfes zu decken.

Unverkennbar ist die Grundhaltung der deutschen Wirtschaftsweise organisch gerichtet. Sie hat trotz sehr starker Außenwirkungen ihren Schwerpunkt nicht in diese äußeren Beziehungen verlegt, sondern im eigenen Innern behalten; und wenigstens ungefähr ist noch ein Ausgleich zwischen Industrie und Landwirtschaft da. Aber diese organische Grundhaltung ist unsicher und ihrer selbst nicht gewiß. Ein voller und ausgewachsener Wirtschaftsorganismus sind wir nicht mehr, und es kann keine Rede davon sein, daß sich die deutsche Volkswirtschaft wie in einer körperlich geschlossenen Einheit vollbringt. Ohne Vorsorgewirtschaft und die fortgesetzte Nachhilfe teilweiser Einfuhr, durch den Kompensationsverkehr, hätten wir in diesem Kriege wahrscheinlich nicht durchkommen können. Besonders die heimische Landwirtschaft deckt den Bedarf unseres Volkes eben nicht mehr vollständig. Nichtsdestoweniger hatte sie in manchen Zweigen vielleicht mehr für den Export arbeiten dürfen, als gut ist, — wobei allerdings die Schuld nicht bloß die Produktion, sondern ebenso den Konsum trifft, der sich willkürlich der Befriedigung durch importierte Erzeugnisse hingab. Der Mehrbetrag der Einfuhr gegenüber der Ausfuhr erreichte allein an Bodenprodukten, die menschliche Nahrungs- und Genußmittel darstellen, im Jahre 1913 fast 850 Millionen Mark. Dabei sind Futtermittel für die Viehhaltung nicht mit eingerechnet, und gerade in diesem Punkte waren wir angewiesen auf den Import. Was nutzte es uns aber, wenn zwar die deutsche Viehzucht beinahe imstande war, das eigene Volk zu versorgen, jedoch die Bodenerträge unseres Landes nicht das deutsche Vieh nähren können. Im ganzen belief sich der Mehrbetrag der Einfuhr an Lebensmitteln für Menschen und Tiere und an Rohstoffen für die Industrie auf $5^1/_4$ bis $5^1/_2$ Milliarden Mark im Jahre 1913, wovon beinahe 2 Milliarden auf Nahrungsmittel überhaupt und $3^1/_2$ Milliarden auf Rohstoffe fielen. Die Verkettung unserer Industrie in das internationale Austauschsystem ist so bemerkbar und zugleich hat sich die industriali-

sierende Tendenz in der gesamten wirtschaftlichen Entwicklung schon soweit geltend gemacht, daß eine gerade und plötzliche Umkehr ohne erschütternde Wirkungen und dauernde Entbehrungen nicht mehr durchführbar wäre. Trotzdem könnte nichts gefährlicher sein, als der leichtsinnige Entschluß, in dieser Richtung bis zum äußersten Ende fortzuschreiten und die immer noch vorhandene organische Grundhaltung in der Gesamtorientierung zu opfern. Wir befinden uns in einem merkwürdigen Zwitterzustand, der dem Anschein nach eine Klärung unmöglich macht und dennoch nach einer Klärung verlangt.

Es gilt auf jeden Fall den Versuch, ob es nicht doch noch gelänge, die wirtschaftsorganische Gesamtorientierung wieder voll durchzusetzen und zu einem bewußten und gleichsam sittlich bestimmenden Wirtschaftsgefühle zu machen. In irgend einer Weise wären hierfür neue materielle Voraussetzungen zu schaffen. Aber wichtiger als die Art dieser äußeren Voraussetzungen ist es zunächst, wo im besonderen das innere Moment liegt, welches jenen Versuch rechtfertigt, so daß er organisatorisch bei ihm einsetzen könnte. Mit Eifer treten verschiedene Agrarpolitiker dafür ein, daß die deutsche Landwirtschaft es fertig bringen müsse, ihre Leistungsfähigkeit durch eine weitere Steigerung der Intensität des Betriebes wieder bis zur Gewährleistung der vollen nationalen Selbsternährung in die Höhe zu schrauben. Die theoretische Möglichkeit läßt sich vielleicht nicht bestreiten. Und immerhin ist auch die praktische Aussicht da, daß ein erheblicher Teil davon glückt, wenn der Landwirtschaft neues Bodengebiet — sie es innerhalb oder außerhalb der alten Reichsgrenzen — zugeführt wird. Jedoch gegenwärtig gibt sie für die Aufrechterhaltung und eine bruchlose Weiterentwicklung der nationalen Arbeit überhaupt nicht den Ausschlag. Das schwerere Gewicht der nationalen Arbeitsleistung fällt schon heute nicht mehr auf die Landwirtschaft, sondern auf die Industrietätigkeit. Deshalb kann die letzte Entscheidung darüber, ob eine Zurückgewinnung und völlige Ausbildung des Gleichgewichtsverhältnisses nach allen Seiten hin noch zu erreichen sei, ohne künstliche Reaktion

nicht bei jener, sondern nur in der Charakterhaltung der Industrie liegen. In erster Linie handelt es sich darum, ob die deutsche Industrie in ihrem Grunde wirtschaftsorganisch oder merkantil funktioniert.

Wie nach dem Gesamtergebnis des deutschen Wirtschaftslebens der Schwerpunkt der Kraft in der inneren Leistung und in den eigenen Bedürfnissen ruht, so verhält es sich naturgemäß bei der Industrie selber, die der deutschen Produktion das stärkere Gepräge aufdrückt. Nicht vom Außenverkehr her, sondern aus dem Binnenmarkte hervor begegnet ihr die höhere Bedeutung des Handels für ihren Absatz. Die deutsche Gesamtindustrie hat von ihrer Jahresproduktion von rund 50 Milliarden Mark (nicht zu verwechseln mit den nationalen Einkünften daraus) an das Ausland nur einen Wert von 7½ bis 8 Milliarden Mark (1913) an Fertig- und Halbfabrikaten geliefert. Den Hauptabsatz nahm also schon vor dem Kriege der Binnenmarkt auf.

Durch den Krieg ist unsere industrielle Produktion so gut wie gänzlich auf den inneren Verbrauch angewiesen, und den Grund dafür, daß sie diese Abschließung ohne Schaden verträgt, leitet man gern aus ihrer anpassungsfähigen Geschicklichkeit ab. Aber damit dreht man eigentlich das wirkliche Sachverhältnis in sein Gegenteil um. Denn die einfache Tatsache, daß die deutsche Industrie unter ihrer Abtrennung von den internationalen Handelsbeziehungen im ganzen gar nicht oder nur wenig leidet und leiden kann, ist vielmehr die Ursache der lebensvollen Anpassungsfähigkeit, die man ihr nachrühmt. In dieser Tatsache offenbart sich bloß die tiefe und entscheidende Wahrheit, daß sie selbst die bedeutende Größe des deutschen Außenhandels bewirkt und hervorgebracht hatte und daß die Grundlagen ihres Bestandes nicht vom Weltmarkt abhängig sind, weder von seiner Aufnahmefähigkeit, noch auch im wesentlichen von seiner Zufuhr. Wäre es anders, so hätte jene Ausschließung ihr die Kräfte rauben und die Lebensbedingungen abschneiden müssen, so daß sie hinsiechte oder der Auszehrung verfiel. Weil das nicht geschah, so ist zu vermuten, daß ihre Funktionalität in einer unverwüstlichen,

organisch schöpferischen Lebensweise besteht. Trotz mancherlei Anknüpfung an den Import hat die deutsche Industrie ihre tiefsten Arbeitsbedingungen im Innern, und es ist zu vermuten, daß davon das Wesentlichere aus der heimischen Erde herkommt.

* * *

England ist der größte und älteste unter den modernen Großhandelsstaaten, und seine Industrie war vor nicht langer Zeit die bedeutendste in der Welt und gewissermaßen das Urbild. Es steht außerhalb jedes Zweifels, daß dort das Wirtschaftsleben zum meisten in einem gegenseitigen Abhängigkeitsverhältnis zwischen Industrie und Handel aufgeht; vor ungefähr einem Vierteljahrhundert, als es für die englische Industrie eine wirklich gefahrvolle internationale Konkurrenz noch nicht gab, flossen $^3/_5$ des Staatseinkommens aus dem Handel im allgemeinen. Aber es fragt sich, auf welcher Seite in diesem Abhängigkeitsverhältnis gegenwärtig die Überlegenheit ist.

Kurz vor Ausbruch des Krieges war der Tatbestand folgendermaßen: Während im Deutschen Reich allein die Urproduktion 50%, also die eine Hälfte des Nationaleinkommens ergibt, geht in England bestenfalls nur diese Hälfte aus der Urproduktion, der industriellen Verarbeitung und dem Vertrieb für den Binnenverbrauch zusammen hervor, woraus bei uns 80% entfallen. In England muß, gering gerechnet, die ganze andere Hälfte des Nationaleinkommens vom Außenhandel aufgebracht werden. Das zeigt ohnehin, wie sehr dort die nationale Arbeit in den Welthandel eingebettet ist und mit ihm auf ihm beruht und wie stark das Übergewicht des Außenmarktes wiegt.

Die englische Beteiligung am Welthandel betrug im Jahre 1913 bis zu 28 Milliarden Mark. Jedoch schon seit langem war ihre Bilanz weit mehr negativ als die deutsche. Die Passivität des englischen Außenhandels zählte 1913 in Mark nach $2^1/_2$ bis 3 Milliarden, wogegen die deutsche sich zwischen einer halben und einer ganzen Milliarde Mark hielt und auf dem besten Wege war,

sich zu einem völligen Ausgleich hin zu entwickeln. Demnach kann der überraschend hohe Gewinn, den der englische Außenhandel trotzdem abwirft und zur Deckung einer ganzen Hälfte oder mehr vom nationalen Einkommen abwerfen muß, nur aus den eigentlich merkantilen Funktionen entstehen; diese bekommen eine volkswirtschaftliche Bedeutung von geradezu entscheidender Kraft. In der Tat fließen jene Einkünfte aus der Ergiebigkeit des Transports im Zwischenverkehr, d. h. eben aus der rein merkantilen Leistung des Handels, aus der kaufmännischen Ausnutzung Indiens und anderer Kolonien, und ferner in reichen Beträgen aus Kapitalien, die in fremden Unternehmungen und besonders in den Dominions angelegt sind. Aber ehe man Gelder vorteilhaft anlegen kann, muß man sie haben; sie wurden einst durch die positiven Einnahmen im Tausch der Güter verdient. Hieraus wird nicht nur offenbar, daß der Handel als bewußt verfolgtes Wirtschaftsprinzip zur leichten Rentabilität der bloßen Geldwirtschaft führt, sondern ebenso und noch mehr, wie schnell er in einer solchen Hypertrophie der Ausbildung dahin gelangt, sich mit diesem geldwirtschaftlichen Überbau durch seine eigenen, gleichsam schwebenden Funktionen selbst aufrechterhalten zu müssen, statt von den Erträgen der produktiven Arbeit, im vorliegenden Falle der Industrie, weiter aufrechterhalten werden zu können.

Jedenfalls ist die schwere Überlegenheit des englischen Außenhandels in seinem engen Verhältnis zur heimischen Industrie einfach eine Tatsache und nicht zu leugnen. Ob daneben diese Industrie noch eine selbsttätige Lebenshaltung, die auf den Handel trotz allem einen von innen heraus wirkenden Einfluß ausübt, aus ihren eigenen Kräften zu behaupten vermochte, steht einstweilen dahin. Wenn es der Fall wäre, dann hätte es sich im Krieg zeigen können. Denn eine starke Produktion müßte gerade jetzt in diesem Kriege, wo auf dem Außenmarkt die deutsche Konkurrenz so gut wie ganz wegfällt, sich mit erhöhten Absätzen in der englischen Handelsbilanz widerspiegeln, so daß diese sich günstig entwickelt und ihre Passivität merklich sinkt. Doch in

Wahrheit hat die Bilanz sich verschlechtert, sie ist noch negativer geworden. Gegenüber der Friedenszeit soll ihre Passivität schon beim Jahresabschluß 1915 um annähernd 3 Milliarden Mark sich vermehrt haben. Für 1916 mag sie im ganzen auf rund 7 Milliarden Mark geschätzt werden können.

Die Ursachen für diese ungünstige Entwicklung sind bekannt. Sie kommen aus der gewaltsamen Emporschleuderung der Einfuhr durch die nordamerikanischen Lieferungen und aus der Lösung der Beziehungen zu den Zentralmächten her. Immerhin ist die Einschließung Mitteleuropas eine Störung des Weltmarktes und — durch den sich wehrenden Widerstand — eine schwere Beeinträchtigung des universalen Verkehrs.

Den wirksamen Einfluß auch der früheren Unterseekriege auf die Seeverfrachtung kennt jedermann; sie bedeuteten eine Herabminderung oder Gefährdung des Transports und damit indirekt eine Verringerung der Ergiebigkeit des Handels in seinen rein merkantilen Funktionen. Allerdings wurde diese Verringerung durch die erhöhte Konkurrenzlosigkeit im Speditionswesen, die aus der Beseitigung der deutschen Schiffahrt entstand, wieder wettgemacht, wenn nicht überholt. Die Beteiligung der englischen Schiffahrt an der Weltkauffahrtei belief sich in den letzten Friedenszeiten nur noch auf etwa 50 vom Hundert, und durch die erzwungene Ruhe ihres bedeutendsten Gegners muß sie wieder ganz gewaltig in die Höhe geschnellt worden sein. Im Gesamtergebnis wäre eher eine Erhöhung der Einnahmen aus dem Transport zu vermuten. Und selbst wo die Beeinträchtigung der englischen Seeverfrachtung Einbußen hervorrief, würden diese in der Handelsbilanz noch gar nicht erscheinen. Sie beeinflußten die Handelsbilanz nur insofern, als durch die Verteuerung des strichweise gehemmten und unsicheren Transports mittelbar die Aus- und Einfuhr erschwert wurde.

Aber das würde nicht so nachteilig gewirkt haben können, wie es geschah, wenn die industrielle Produktion imstande gewesen wäre, ihre freieren Absatzmöglichkeiten mit Waren zu füllen. Die Erhöhung der Kosten für den Export und der erhöhte Absatz

selber hätten sich zum mindesten ausgleichen müssen. Jedoch das englische Wirtschaftsleben ist in seiner innigen Verschmelzung mit dem Weltmarkt schon so empfindlich geworden, daß jene von ihm selber mit Willen hervorgerufene Störung im Güteraustausch rückwirkend und indirekt die Beweglichkeit seiner eigenen Produktion schädigt.

Auch das durfte aber nur eine Belästigung bleiben, die sich überwinden und ausbessern ließ, sobald die Industrie in die Stockungen und Lücken mit autonomen Leistungen hätte einspringen können. Gerade der Kriegsbedarf der verbündeten Staaten bot dafür ein offenes Feld. Hier ist eigentlich so recht erst der Punkt, wo es in die Erscheinung treten mußte, ob der englische Außenhandel an der einheimischen Industrie noch einen wesentlichen Rückhalt und eine genügende stabile Grundlage hat, an deren Stärke er sich immer wieder erholt. Statt dessen sind die nordamerikanischen Lieferungen notwendig geworden. Diese Notwendigkeit beweist es vor allem, daß die Eigenkraft der englischen Industrie nicht mehr ausreichend ist. Ohne den Beistand fremder Produktion konnte sie, hauptsächlich in der Schwerindustrie, überhaupt nicht leisten, was sie leisten sollte.[1]) Die Inanspruchnahme dieses Beistandes ist englischerseits nun nichts anderes als Einkauf, d. i. die Verwertung einer Handelsbeziehung. Im kritischen Augenblick muß also die Industrie den Handel ausnutzen, ihre Leistungsfähigkeit hängt von ihm ab. Der englische Außenhandel hat im entscheidenden Falle nicht nur sich selber, sondern auch die industrielle Arbeit mit aufrecht zu erhalten. Er stützt sie, statt sich aus ihr zu erneuern und immer neu von ihr geschaffen zu werden.

Naturgemäß muß diese Ausnutzung durch die Industrie den Handel in kritischer Zeit schwer belasten. Er wird genötigt, noch

[1]) Die seitdem vollzogene Umstellung der englischen Industrie auf die Munitionserzeugung hat daran im Prinzip nichts geändert. Denn erstens betreffen die nordamerikanischen Lieferungen nicht nur Kriegsmaterial im eigentlichen Sinne, und zweitens muß England auch weiterhin Rohmaterial, Maschinen und Halbfabrikate beziehen.

mehr von sich selber zu zehren und seine Geldkräfte zu entfalten. Damit beginnt die gesamte Volkswirtschaft von den Nachschwingungen einer schon historisch gewordenen Arbeit und von der Gutwilligkeit, dem Vertrauen und der Angst der Fremde zu leben. Vom Kapital. Dieses englische Kriegserlebnis ist allerdings keinem Leser überraschend und neu. Aber es kommt auch nicht darauf an, es hier noch einmal auseinanderzuklauben, sondern, worauf es ankommt, das ist sein Zusammenhang mit der ganzen volkswirtschaftlichen Entwicklung. Nämlich der Umstand, daß dieses Kriegserlebnis die geschichtliche Funktionsweise der Industrie Englands entschleiert: die industrielle Produktion ist ihrer Abhängigkeit vom Merkantilismus erlegen.

Ihre völlige Entselbständigung und innere Aushöhlung ist freilich nicht möglich, weil infolge des Kohlenreichtums und der Erzlagerungen im eigenen Lande ihre glatte Loslösung von der Urproduktion unmöglich ist. Deshalb wird die englische Industrie immer einen schweren Bestandteil wirtschaftsorganischer Voraussetzung in sich behalten. Doch es ist äußerst bezeichnend, daß ihr Zentrum seit jeher in einer Leichtindustrie liegt, die sich ihrer Natur nach der heimischen Urproduktion gegenüber einigermaßen neutral und gleichgültig verhält: in der Textilindustrie.

Die Textilindustrie zeigt in der lebendigsten Weise, mit welcher unentrinnbaren Notwendigkeit sich oft in der Praxis merkantile und wirtschaftsorganische Züge verschlingen und kreuzen. In ihrem natürlichen Zweck, das Material für die Kleidung und Ausstattung des eigenen Volks zu bereiten, übt sie eine ursprüngliche wirtschaftsorganische Funktion aus. Aber es ist ihr Schicksal in unseren europäischen Ländern gemäßigter Zone, daß sie diesen Zweck nicht zu erfüllen vermag, ohne sich vom internationalen Handelsverkehr abhängig zu machen. Abgesehen vom Kohlenverbrauch und Maschinenbedarf bleibt sie mit ihren Arbeitsbedingungen ohne weiteres in einem ausschlaggebenden Grade auf die Zufuhr fremder Rohstoffe angewiesen, z. B. Baumwolle, Jute und Seide. Jeder bessere und in seinem Fach bewanderte Schneider weiß bei uns darüber Bescheid, daß die Vorzüglichkeit

der englischen Tuche nicht nur von der Tüchtigkeit und Erfahrung der englischen Arbeit, sondern mehr noch von der Vorzüglichkeit der australischen Schafwolle herrührt. Die Kraft dieser Produktion beruht also auf einer bevorzugten Importmöglichkeit, auf einer merkantilen Erscheinung.

Auch ist es eine merkantile Erscheinung, wenn die Textilindustrie zu einer maßgebenden Wirtschaftsmacht wird. Denn ihre natürliche Aufgabe bleibt zwar innerlich wichtig, doch der Natur der Dinge nach quantitativ immerhin so beschränkt und begrenzt, daß sie ihr eine führende Rolle nicht zuspielen kann. Die Textilindustrie ist aber nicht bloß der größte und älteste, sondern überhaupt der wirtschaftlich bedeutendste Produktionszweig in England. Diese führende Stellung vermochte sie nur zu erringen, indem sie ihre Bedeutung weit über jene organische Funktion hinausschob und ihren Zweck ganz in die kaufmännische Leistung verlegte, in den geschäftlichen Erfolg um seiner selbst willen. Wie sie mit ihrem Rohstoffbezug von der Einfuhr lebt, so lebt sie mit ihrem Absatz von der Ausfuhr, vom Verkauf auf dem Weltmarkt. Der Außenhandel ist es hauptsächlich und im entscheidenden Sinne, was ihr die Lebensbedingungen verschafft.

In der herrschenden Stellung der Textilindustrie kommt die überragende Bedeutung des ausländischen Marktes für die englische Produktion in bestimmtester Weise zum Ausdruck. Die Ausfuhr an produzierten Textilwaren gilt gleichsam als Barometer, an dem man in England den Stand der industriellen Geschäftslage mißt. Nun entspricht dem allgemeinen Rückgang der englischen Gesamtausfuhr in den beiden Jahren von 1913 bis 1915 ein gleicher Rückgang der Ausfuhr an Erzeugnissen der Textilindustrie. Die Ausfuhr ist von 1913 bis 1915 allein in Baumwollgarnen und Baumwollfabrikaten von 125 Millionen auf knapp 86 Millionen Pfd. Sterling gesunken. Im Fehlen der deutschen Farbstoffe liegt anerkanntermaßen zu einem großen Teil die Ursache hierfür. Diese starke und symptomatische Wirkung eines so besonderen Momentes veranschaulicht drastisch die feinen Abhängigkeitsbeziehungen der Textilindustrie, in denen man die zarte

Empfindlichkeit der industriellen Produktion Englands gegenüber der leisesten Störung des Weltmarktes wiedererkennt. Am Ende hat diese Empfindlichkeit ihren eigentlichen Grund in der zunehmenden Entfernung von der Urproduktion, welche das Übergewicht der Textilindustrie herbeiführen mußte.

Mit der nackten Tatsache, daß sich der Schwerpunkt der industriellen Produktion Englands in der Textilindustrie festgesetzt hat, bekundet sich höchst auffällig der bestimmende Einfluß merkantiler Auffassung in der Gesamtindustrie dieses Landes. Denn geht die repräsentative Stellung der Textilindustrie aus einer Überbildung und ihre Überbildung aus merkantilen Voraussetzungen und Absichten hervor, so konnte es nur ein entsprechendes allgemeines Wirtschaftsgefühl sein, was diesen Vorgang möglich gemacht hat. Es war ein Wirtschaftsgefühl, das die verschiedenen industriellen Arten lediglich nach dem pekuniären Gewinn aus dem Export ihrer Fabrikate bewertet; und die Anlage ihres Verhältnisses untereinander, die genetische Gliederung der Gesamtindustrie, hat sich danach gerichtet. Diese Orientierung innerhalb der englischen Industrie deckt sich nur zu sehr mit der Grundhaltung der ganzen Volkswirtschaft Englands, soweit sie erzeugt, d. h. mit dem fortschreitenden Industrialisierungsprozeß. Beides hat denselben Grund: die Ursprünglichkeit der merkantilen Auffassung der Industrie überhaupt.

* * *

Ein geistvoller Amerikaner hat einmal geäußert, daß es im modernen wirtschaftlichen Leben einen Grundgegensatz gebe, dessen Pole sich danach bestimmen, ob in der industriellen Produktion die Schwer- oder die Textilindustrie überwiegt. Dieses Übergewicht der einen oder der anderen entscheide über die ganze Beschaffenheit der materiellen und politischen Existenz eines neueren Volkes und über seinen sittlichen Willen. Es lasse sich geradezu die Verschiedenheit zweier gegensätzlicher Geschichtsperioden daraus erklären, daß zeitweise die Vorherrschaft der Textilindustrie und dann wieder zeitweise die der Schwerindustrie

ihre Wirkung durchsetze. Die Periode der Textilindustrie sei friedfertig und milde, sie neige zur Herabstimmung der Schranken zwischen den Völkern, die sie einander nähert, und zur Nachgiebigkeit; denn sie begünstige Verkehr und Handel und verbinde die Länder. Dagegen die Periode der Schwerindustrie mache trotzig und stark, sie schließe die Völker ab voneinander, so daß sie sich auf sich selbst stellen und zurückhaltend oder herausfordernd werden; diese Periode der inneren Festigung und ablehnenden Kälte befördere den Krieg.

Das mit Krieg und Frieden ist Unsinn; aber es ist durchaus wahr, daß es im ideellen Charakter der Textil- und der Schwerindustrie einen wesentlichen Unterschied gibt. In der Vorherrschaft der einen oder der anderen offenbart sich in unserem industriellen Zeitalter tatsächlich die seelische Grundrichtung des Wirtschaftslebens einer Entwicklungsphase und eines Volkes. Denn während jene sich durch ihre Überbildung in eine merkantile Erscheinung verwandelt und ihre geltende Wirtschaftsmacht überhaupt nichts anderes ist als eine merkantile Erscheinung, die die Produktion der sogenannten Weltwirtschaft überliefert und die Arbeit der Völker vermischt —, stellt diese die einheimische Produktion und das nationale Wirken auf die Grundlage der eigenen Kräfte. Ihr tiefstes Wesen wird von organischer Funktionalität ausgefüllt, sie selbst und diese Funktionalität bewahrheiten sich eins in dem anderen.

Entstammt der übergewichtige Wert der Textilindustrie rein geschäftlichen Außenerfolgen, so liegt bei der Schwerindustrie ihr Wert vor allem in dem, was sie für die innere Tätigkeit der eigenen Volkswirtschaft leistet. Und sie unterhält die innigste Fühlung zur heimischen Urproduktion. Sie richtet sich unmittelbar auf dieser auf. Das Wesentlichste ihrer Voraussetzungen ist ihr in Bodenschätzen gegeben, die durch keinen Import voll ersetzt werden können. Ihre Voraussetzung und ihr Wert fallen mit organischer Wechselwirkung in eine Bedeutung. Durch ihre Arbeit geschieht überhaupt nichts anderes, als daß sich diese organische Wechselwirkung von Natur und Schaffen vollzieht. Denn der Sinn der

schwerindustriellen Leistung ist es gerade, daß sie zwischen der mineralischen Urproduktion und der Gesamtindustrie die Verbindung herstellt. Ihr Werk besteht aus einer direkten Behandlung und Verarbeitung dieser Urproduktion, die sie der leichteren Industrie übermittelt; sie ist es, was der Industrie eines Landes die inneren Daseinsbedingungen verschafft. Innerhalb der Gesamtindustrie hat sie dieselbe ursprüngliche und notwendige Bedeutung, welche für das ganze Wirtschaftsleben von Rechts wegen der Landwirtschaft zukommt: sie ist die tragende Schicht.

Ihre Funktionskraft entscheidet über das Elementare. Auf ihre leistungsfähige Stärke gründet sich die industrielle Selbständigkeit. Daher ist es nur ein gesundes Verhältnis in der inneren Struktur eines industriellen Gefüges, wenn darin die Schwerindustrie mächtig ist und überwiegt, weil das wirtschaftsorganische Gleichgewichtsgesetz es erfordert, daß jenes Gefüge seinen Schwerpunkt im Fundament liegen hat. Je mehr sich das stärkere Gewicht diesen schwerindustriellen Grundlegungen entwindet und sie schwach und dünn unter sich läßt, desto mehr büßt die betreffende Gesamtindustrie in ihrer ganzen Funktionsweise an produktiver Eigenkraft ein. Und es gibt nun keinen besseren Beweis für den Gegensatz in der Funktionalität der deutschen und englischen Industrie als eben diesen, daß die englische ihr Zentrum in jener übersteigerten Leichtindustrie hat, die ihre Daseinsmöglichkeiten dem Außenmarkte entleiht, während bei der deutschen das Zentrum in der Schwerindustrie sitzt, die zuvörderst für den inneren Bedarf arbeitet, von ihm leben könnte und in der Hauptsache auch von ihm lebt.

Gewiß ist die englische Schwerindustrie ebenso alt, wie die technische Produktion dieses Landes, und damit die älteste in der Welt. Und gewiß haben auch die Deutschen eine stolze Textilindustrie, die ebenso, wie die englische, mit ihrer Ergiebigkeit auf die Ausfuhr angewiesen ist und mit ihren Rohstoffen von der Einfuhr abhängt. Doch setzen wir einmal hypothetisch den Fall, daß die deutsche Textilindustrie in dem Maße, als sie über ihre organisch geforderte Bedeutung hinausgeht, für immer ver-

schwindet, so würde das noch lange nicht unser nationales Wirtschaftsdasein in seinem Grundbestand treffen und in seiner Zukunft zerstören. Tausende und Abertausende von Existenzen wären allerdings ruiniert und ganze Berufsstände vernichtet. Aber nach einer Generation würde der angerichtete Schaden wahrscheinlich beseitigt sein; Gesamtindustrie und Wirtschaftsleben hätten sich nach dem ungeheuren Ausfall neu reguliert. Es müßte sich nur in gewaltigerem Maßstabe und in längerer Zeit wiederholen, was in diesem Kriege geschieht. Die industrielle Arbeit der Deutschen würde abermals zeigen, daß sie „anpassungsfähig" ist und selbständig und frei über ihre Vorbedingungen verfügt.

Aus der Schwerindustrie ging unsere moderne wirtschaftliche Entwicklung hervor. Sie beruht auf einem stetigen Wachstum und einer zunehmenden inneren Festigung dieser tragenden Schicht, so daß sich das entsprechende Wachstum der mannigfachen Verarbeitungs- und Leichtindustrie nur wie eine natürliche Entfaltung im Oberbau eingestellt hat. Jede Störung des Oberbaus läßt sich reparieren, solange sie nicht die Grundlage berührt. Und diese Grundlage erscheint unangreifbar. Deutschland steht z. B. im Metallhüttenwesen heute an der ersten Stelle der Welt.

Die englische Eisenindustrie hat weder mit der Entwicklung der deutschen, noch mit der Ausbildung der eigenen Gesamtindustrie Schritt halten können. Es wurden beispielsweise im Wechselverkehr der Länder, wie er vor dem Kriege bestand, nach englischen Angaben im Jahre 1913 für nur 34 Millionen Mark Eisen und Stahl von Großbritannien nach Deutschland geliefert und umgekehrt von hier nach Großbritannien für 150 Millionen Mark. Das zeigt die Stärke des englischen Einfuhrbedarfs und die überlegene Erzeugungsfähigkeit Deutschlands. Drüben ist in der Roheisenproduktion ein Stillstand eingetreten, der praktisch genommen Rückschritt bedeutet. Noch im Jahre 1888, als die Regierung Wilhelms II. begann, stand Großbritannien mit einer Erzeugung von über 8 Millionen Tonnen an der ersten Stelle der Weltproduktion; das Deutsche Reich rückte damals mit 4 bis $4^1/_2$ Millionen

Tonnen Erzeugung, einem Anteil von bloß 18,4% an der Weltproduktion, in die dritte Stelle hinter den Vereinigten Staaten. Im Jahre 1913 hingegen produzierte Deutschland 19,3 Millionen Tonnen,[1]) d. h. beinahe noch einmal so viel, nicht etwa wie England allein, sondern wie das ganze britische Reich, das jetzt im Jahre durchschnittlich 10 Millionen Tonnen erzeugt. Die deutsche Roheisenproduktion wurde nur noch von den 30 Millionen Tonnen der Union überboten. In ihren kräftigsten und auffallendsten Zügen gibt die Entwicklung der Weltverhältnisse für die Zeit von 1888 bis 1913, also für das letzte Vierteljahrhundert, folgendes Bild: Die Roheisenerzeugung ist in den Vereinigten Staaten von Nordamerika von 6½ auf gut 30,[2]) im Deutschen Reich von 4 bis 4½ auf mindestens 18, und in England von 8 auf nur 9 Millionen Tonnen gestiegen. Gegenüber der gewaltigen Steigerung der Produktionsfähigkeit in den neueren Industrieländern bedeutet das auf der englischen Seite so gut wie gar keine Entwicklung. Da in diesem wichtigsten Akt der Rohstoffbesorgung — der Gewinnung des Roheisens aus den Eisenerzen durch die Reduktion im Hochofenprozeß — die Arbeitskraft zum Stillstehen kam, so mußte die ganze englische Eisenindustrie, die organische Tragfläche des Maschinenbauwesens, rückständig bleiben. Könnte sie noch in der Lage sein, ihre Aufgabe zu erfüllen und alles zu leisten, was man von ihr verlangt, dann

---

[1]) Nach den Ermittlungen des Vereins deutscher Eisen- und Stahlindustrieller in Berlin. Prof. Dr. Paul Arndt gibt in seinem Buche „Deutschland und der Weltmarkt" (Teubner 1916) diese Zahl auf 18 Millionen Tonnen an.

[2]) Diese Ziffer mag heute überholt erscheinen, wenn man dagegenhält, daß die Roheisenproduktion Nordamerikas im Jahre 1916 eine Höhe von fast 40 (39,5) Millionen Tonnen erreicht hat. Aber hier liegen, ebenso wie bei dem auffallenden Rückgang und der relativen Erholung der deutschen Erzeugung in den letzten Jahren, doch nur gewaltsame Einwirkungen des Krieges vor, die sich im Friedensstande wieder ausgleichen werden. Die nordamerikanische Produktion betrug 29,7 Mill. Tonnen im Jahre 1912, 30,9 Mill. Tonnen im Jahre 1913, nur 22,5 Mill. Tonnen im Jahre 1914 und 30,4 Mill. Tonnen im Jahre 1915.

wären die nordamerikanischen Lieferungen nicht nötig gewesen. In dieser matten Rückständigkeit der englischen Eisenindustrie enthüllt sich nur von unten her der sachliche Grund, warum dort das industrielle Gefüge, die Produktion und das nationale Wirken von merkantilen Kräften gehalten und gestützt werden müssen.

Am selbstverständlichsten ist die Erklärung, daß jene Umsetzung der Eisenerze in Roheisen einfach deshalb zurückblieb, weil die Förderung an Erzen im eigenen Lande nicht mehr genügt. Man entsinne sich, daß von der mineralischen Urproduktion Großbritanniens nach dem Geldwert noch nicht ein Fünftel auf die Metallgewinnung entfällt, und in der Tat steht die großbritannische Eisenerzgewinnung von $16^1/_4$ Millionen Tonnen (1913) weit hinter der französischen und erst an der vierten Stelle in der Gesamtförderung auf der Erde. Aber das wäre nur eine Erklärung und keine entwicklungsethische Rechtfertigung. Sollten die verfügbaren Erzlager des Bodens und der Arbeitsbedarf des Volkes in ihrem Verhältnis zueinander sich nicht mehr entsprechen, so würde das gerade zeigen, daß die erdrückende Industriewirtschaft Englands nicht nur nicht notwendig war, sondern der natürlichen Schaffensfähigkeit des Landes sogar widerspricht. Denn es kommt hier nur unvermittelt zum Vorschein, wie die Hebung von Bodenschätzen die Voraussetzung der Schwerindustrie ist, die mit ihren Möglichkeiten davon abhängt, ob die heimische Erde sie hergibt. Nichts anderes gelangt in dieser Abhängigkeit der schwerindustriellen Leistung von der heimischen Erde zum Ausdruck als eben dies, daß die innere Selbsttätigkeit der industriellen Produktion überhaupt und ihre Gebundenheit an den Boden sich letzten Endes genetisch bedingen. Sobald zwischen der Schwerindustrie und der mineralischen Urproduktion des eigenen Landes ein klaffendes Mißverhältnis besteht, wird von vornherein der ganzen industriellen Arbeitsweise dieses Landes eine wirtschaftsorganische Orientierung unmöglich gemacht. Denn eine durch Zufuhr und Rohstoffbezüge von außen künstlich hergestellte Anlage jener tragenden Schicht wäre in sich selbst unwahrhaftig (wie in Italien z. B.), sie muß von unten

herauf die Gesamtindustrie dazu zwingen, sich merkantil aufzufassen und danach ihre Funktionalität einzurichten. Ebenso gibt es einen ideellen und schicksalsvollen Zusammenhang zwischen dem mineralischen Reichtum des Erdbodens und der schöpferischen Lebenshaltung in der industriellen Wirtschaftsweise eines arbeitsamen und tätigen Volkes.

* * *

Alle jene Erscheinungen: daß die deutsche Industrie im ganzen eine organisch gerichtete Charakterhaltung bewahrt und ihre tiefsten Lebensbedingungen in sich selbst trägt, daß sie ihren Kern und ihre Grundlage in einer bedeutenden schwerindustriellen Leistungsfähigkeit hat und diese Grundlage sich als unzerstörbar erweist, — alle diese Erscheinungen treffen mit ihrem Ursprunge in dem Tatbestand einer starken, breiten und zukunftsreichen mineralischen Urproduktion unseres Landes zusammen. Nicht nur ist unsere Kohlenförderung der englischen vollauf gewachsen (wobei übrigens Fachleute der Meinung sind, daß sie eine größere Zukunft als die englische hat), sondern auch die deutsche Metallgewinnung steigt — wenngleich sie nicht absolut vollständig ist — nach europäischen Verhältnissen aus den gewaltigsten Vorkommen auf.

Unsere Zinkerzproduktion ist die größte der Welt und könnte, sobald sie nur will, jeder Einfuhr entraten. Desgleichen läßt sich unsere Gewinnung an Eisenerzen noch weiter und jedenfalls soweit vermehren, daß wir auch ohne Einfuhr auskämen. Denn bisher wurde oft importiert, weil die Einfuhr billiger war, als die Gestehungskosten bei ungünstiger Lagerung und als die Kosten, die bei Qualitätsunterschieden aus den ausgleichenden Verarbeitungsmethoden erwachsen. An sich ist die Technik aber imstande, diese Qualitätsunterschiede der Roherze durch Anpassung so gut wie ganz auszuschalten. In welchem Tempo die deutsche Eisenerzgewinnung sich ohnehin steigert, zeigt ein Vergleich zwischen den Förderungsziffern aus den Jahren 1911 und 1913: gegen knapp 29 Millionen Tonnen im Jahre 1911 wurden

im Jahre 1913 rund 35 Millionen Tonnen gefördert. Und um einen Eindruck von der wirklichen Bedeutung dieser Zahlen zu verschaffen, sei noch gesagt, daß man 1913 in Schweden, diesem geradezu berühmten Eisenerzlande, 7½ Millionen Tonnen gewonnen hat und knapp 10 Millionen Tonnen in Spanien, das zu den Hauptlieferanten Englands gehört und gleichfalls über beträchtliche, noch nicht aufgeschlossene Vorräte verfügt. Die Förderung Deutschlands ist die stärkste in Europa und die zweite der Welt. Denn es wurden 1913 in Millionen Tonnen gefördert: knapp 63 in der nordamerikanischen Union, 35 bis 36 im Zollgebiet des Deutschen Reiches, 21½ in Frankreich und 16¼ in Großbritannien. Demnach ist die französische Eisenerzgewinnung nicht nur bedeutender als die englische, sondern auch neben der deutschen schwerwiegend genug; umsomehr muß es auffallen, daß Frankreichs Roheisenerzeugung, die nur etwa 5 Millionen Tonnen im Jahre beträgt, ihr ganz und gar nicht entspricht. In der Schwächlichkeit des französischen Kohlenbergbaues liegt die Ursache hierfür. Ein groß angelegtes System von Hochöfen braucht Kohle in entsprechender Menge. Ist sie nicht zur Hand, so kann unmöglich der Selbstschöpfungsvorgang einer autonomen Schwerindustrie einsetzen, und das Eisenerz wird zum bloßen Ausfuhrartikel. Wie es bei den Engländern an der Erzgewinnung gebricht, so fehlt es den Franzosen an Kohle. Ihren Kohlengruben, deren jährliche Förderung in Friedenszeiten, wie erinnerlich, sich bloß auf 40 Millionen Tonnen belief, wurde durch Raubbau längst die Zukunft genommen. Aber weder im Eisen, noch am Ende auch in der Kohle allein, sondern nur in einem vollen Gleichgewichtsverhältnis zwischen Kohle und Eisen liegt der naturhafte Grund für die industrielle Selbstherrschaft eines Volkes und für alle moderne technische Kraft. Wir verfügen in majestätischen Maßstäben über diesen naturhaften Grund. Und durch die zentrale Stärke unserer Schwerindustrie, die darauf beruht, wurden wir zum eigentlichen Zentrum im industriellen Leben Europas.

Die zentrale Stärke der deutschen Schwerindustrie bedeutet

einen natürlichen Vorgang, mit welchem die innere Selbsttätigkeit unserer industriellen Produktion gleich der landwirtschaftlichen Erzeugung ein bodenständiges Gewachsensein ist. In der Intensität ihrer Außenwirkungen läßt sich diese produktive Kraft wiederfinden und gewissermaßen als statistisch nachweisbare Gegenständlichkeit anschauen: durch den Umstand, daß sie in den Weltverkehr Waren zu bringen vermochte, die außerhalb jeder Konkurrenz stehen, so daß sich ihnen der Außenmarkt immer wieder öffnen muß, ob er will oder nicht. Bezeichnenderweise sind das bei uns vornehmlich die äußersten Ergebnisse der Industrietätigkeit: Feinprodukte und Erzeugnisse der Intelligenz (z. B. Waren der elektrischen und chemischen Industrie). Die Konkurrenzlosigkeit der deutschen Anilinfarben und Medikamente ist bekanntlich erwiesen. Solche Erscheinungen beruhen nicht mehr auf geschäftlichem Glück, das Überfluß an irgendwelchen Materialien vorfindet und sie darum verkauft, sondern auf einem selbständigen Geist. Sie offenbaren im äußeren Reflex dieselbe schöpferische Lebensrichtung und Innenhaltung in der industriellen Arbeitsweise der Deutschen, die sich unmittelbar mit den Ersatzerfindungen für ausbleibende fremde Rohstoffe kund tat.

Vielleicht sind diese Erfindungen doch nicht bloß Zufallsereignisse in einzelnen, durch Klugheit bevorzugten Köpfen. Mit einer unheimlichen Gesetzmäßigkeit wird von ihnen der eigentümliche Kollektivcharakter des deutschen industriellen Lebens bestätigt. Ein seelischer Zwang zu unaufhörlicher Selbsterneuerung und Produktivität bricht aus ihnen hervor, der wie eine gleichsam metaphysische Vorherbestimmung des frei schaffenden Geistes durch die trächtige Erde erscheint.

IV

Das sich selbst genügende Rohstoffgebiet

Die moderne deutsche Wirtschaft fand bei ihrem Erwachen den Mechanismus des internationalen Austauschsystems wie etwas Selbstverständliches in der Zeitlage vor. So geschah es, daß sie sich seiner konventionellen Macht mehr hingegeben hat, als sie es mußte und sollte. Denn gerade im Charakter der deutschen Industrie sitzt jener Trieb voll produktiver Fülle, der unbewußt nach einer organischen Durchbildung und Ausgestaltung des wirtschaftlichen Lebens hindrängt. Daher ist die materielle Not dieses Krieges wirklich so etwas wie eine Schicksalsfügung gewesen: sie hat es uns klar gemacht, wie der Zauber der Weltwirtschaft uns um unsere Selbstsicherheit und um unsere besten Energien betrügt. Hoffentlich gibt sie den Deutschen den Mut zu dem Willen, ihren Zwiespalt zwischen wirtschaftlichem Sollen und gewordenem Sein zu überwinden.

Das letzte Ziel, das die Lösung dieses Konflikts von uns fordert, wäre die Schöpfung eines geschlossenen Wirtschaftsorganismus von körperlicher Lebenseinheit: aber von einer solchen modernen Größe und mit einem so ausgedehnten Kreislauf der Kräfte, daß diese sich voll entfalten und sättigen können.

Wohl bietet sich hierzu in der industriellen Haltung eine innere Anlage der wirtschaftlichen Funktionsweise an, doch für das Ganze fehlt es dem Spielraum und der Basis an der Weite des Umfangs. Es fehlen noch die notwendigen materiellen Voraussetzungen, die gegeben werden müssen, damit sich jenes ereignet. Diese Voraussetzungen bestehen aus einem Rohstoffgebiet, das die wesentlichsten der heutigen Lebens- und Arbeits-

bedürfnisse zu befriedigen vermag. Auch wenn man sich das Deutsche Reich durch Gebietserweiterungen vergrößert denkt, so daß vielleicht eine leistungsfähige Landwirtschaft darin wieder Platz hätte, reicht es selbstverständlich nicht im entferntesten aus. Denn eine solche rein territoriale Verschiebung, die im übrigen alles läßt wie es war, könnte den völligen und für alle künftigen Eventualitäten gesicherten, den in sich entwicklungsfähigen organischen Ausgleich zwischen Landwirtschaft und Industrie durchaus nicht verbürgen; und vor allem fehlt es dem industriellen Bedarf selber an Rohmaterial, nicht nur an tropischen und subtropischen Produkten, sondern auch an einigen Metallen. Es kommt darauf an, von den Landgrenzen des Deutschen Reiches überhaupt abzusehen und neue Wirtschaftsgrenzen zu schaffen. Um eine gänzliche Umwandlung und Weitung unserer eingewohnten Begriffe von wirtschaftlicher Heimat handelt es sich.

Für die praktischen Möglichkeiten, über die wir uns zu entscheiden haben, bedeutet diese Forderung nach einem sich selbst genügenden Rohstoffgebiet nichts anderes, als eben die Frage, ob sie besser durch ein großes Kolonialreich oder durch das Wirtschaftsbündnis der mitteleuropäisch-balkanischen Länder mit Vorderasien erfüllt wird. Im ersten Eindruck hat jenes die politische Gebundenheit und dieses den geographischen Zusammenhang und die räumliche Abrundung für sich. Der Sinn dieser Wirtschaftsfreundschaft wäre aber erreicht, sowie man es fertig bringt, die räumlich verbundenen und politisch verbündeten Länder zu einer Produktionseinheit und zu einer Art von Konsumgenossenschaft zusammenzufassen. Es hätte die Absicht des handelspolitischen Einverständnisses zu sein, ihre Beziehungen untereinander nach außen sicherzustellen und innerlich zu befreien, so daß sich eine Gemeinsamkeit des inneren Marktes ergibt.

Die Widersacher richten sich z. T. gerade gegen eine solche Erweiterung des inneren Marktes: sie würde für verschiedene Industriezweige Deutschlands gleichzeitig eine Steigerung der inneren Konkurrenzmöglichkeiten bedeuten und sie darum schä-

digen. Man muß sogar zugeben, daß manche Industriezweige vielleicht für immer einschrumpfen könnten. Jedoch andere müßten dafür infolge der Umpflügung der inneren Verhältnisse um so mehr wachsen und neue sich bilden.

Zu diesem Widerstande, der von den berüchtigten wirtschaftlichen Sonderinteressen herrührt, tritt eine mehr sachlich klingende Vorsicht. Sie wendet ein, daß die Wirtschaftsgemeinschaft nicht fähig sein würde, „unseren Export aufnehmen zu können". Dieser Einwand beruht weniger auf einer Ablehnung, als auf einem Mißverständnis der Gemeinsamkeit des inneren Marktes. Er faßt diese so auf, als ob der Auslandsmarkt für den deutschen Export mit der Märktegruppe oder Markteinheit des Vierbundes gleichgesetzt und ein für allemal auf sie eingeschränkt werden solle. Aber das bedeutet, ebenso wie im vorigen Falle, nur ein Nichtbegreifen dessen, worum es sich handelt. Denn soweit der Export in Frage steht, käme es nicht allein darauf an, ihm Kaufgebiete zu sichern, sondern, worauf es hauptsächlich ankommt, ist dies, daß das Bündnis dem Absatz erst eine festere, breiter und tiefer ausgeführte Grundlage in der Produktionswirtschaft gibt. Darin liegt der gleichsam mittelbare kaufmännische Wert des Gedankens von der „Produktionseinheit". Aber dieser Gedanke selber würde die eigentliche, die erste und letzte Aufgabe sein: eine Gewährleistung der schöpferischen Funktionen. Handelt es sich jedoch vor allem und zunächst um den Zweck der Produktionswirtschaft, so handelt es sich in erster Linie überhaupt nicht um die Absicht auf den Export und seine Gewinne.

Jener Einwand, der den Plan lediglich nach der derzeitigen Kaufkraft der Bundesgebiete bewertet und ihn darum geringschätzt, zieht die ganze Frage wieder aus dem ihr eigentümlichen Problemverhältnis heraus, um sie abermals unter rein händlerische, d. h. merkantile Gesichtspunkte zu rücken. Den wahrhaft maßgebenden Gesichtspunkt enthält der unmittelbare Sinn des produktionswirtschaftlichen Zweckes: die Selbstversorgung des eigenen Bedarfs. Das wirkliche Problem aber ist, daß die Frage der Selbstversorgung mit dem Gedanken einer Produktions-

einheit verschiedener Volkswirtschaften durch gegenseitige Erfüllung gelöst werden soll. Ihre Konsumgenossenschaft wäre die Form dieser Lösung. Nur aus solchen Voraussetzungen ist die Gemeinsamkeit des inneren Marktes recht zu verstehen. Konsumgenossenschaft und Produktionseinheit würden sie hervorrufen, um sich vollziehen zu können. Im vollen Verstande hätte die Gemeinsamkeit des inneren Marktes nichts geringeres zu bedeuten, als daß der Absatz der Bündnisländer untereinander aufhört, Export im Sinne von Auslandsausfuhr zu sein, daß er insgesamt sich umstellt zu einem erweiterten Binnenprozeß auf neuer höherer Stufe. Erst dann fände „Export" im Sinne des Weltverkehrs statt, als dieser auf Gegenseitigkeit beruhende Binnenprozeß wieder aus sich selber in den internationalen Güteraustausch hinaustritt: dem Weltmarkt gegenüber ist die Wirtschaftsgemeinschaft als einheitliche Größe zu denken. Und es wäre der technisch-praktische Ausdruck hierfür, daß eine vollzogene Übereinkunft die dazu gehörigen Staaten in die verbundene Lage versetzt, beim Abschluß von Handelsverträgen mit anderen gemeinsam Stellung nehmen zu müssen.

In beiden Fällen, im zweiten nicht minder als in dem zuerst beachteten Einspruch, sitzt der Ursprung der Widerrede in einem gefühlsmäßigen Gegensatze zu den Gemeinschaftsforderungen, die letzten Endes eine jede produktiv gehaltene, organische Gesamtorientierung stellt. Der Streit darüber würde nicht mehr ein Streit der sachlichen Gründe, sondern wieder der Wirtschaftsgesinnungen sein. Er würde von neuem die Frage aufrühren, ob der Sinn der Volkswirtschaft — nach einem glücklichen Ausdruck von Naumann — „wirtschaftliche Staatserhaltung" ist oder schlankweg der Verdienst, ob der Sitz der Wirtschaftsmacht für ein Volk und für eine Gemeinschaft im blanken Gelde liegt oder in der ausbalancierten Selbständigkeit ihrer Gütererzeugung, in der Werte schaffenden Arbeit. Man hat sich entschlossen auf die Plattform des wirtschaftsorganischen Lebens zu stellen. Steht man einmal auf dieser Plattform, so darf man nicht mehr davon ausgehen, was die verschiedenen Länder in ihren einzelnen

Wirtschaftszweigen etwa gewinnen oder verlieren, sondern entscheidend bleibt es allein, ob die Länder durch ihren Zusammenschluß im ganzen gewinnen und ob das Ganze das leisten kann, was es soll.

Aber das könne es eben nicht leisten, wird von der kolonialpolitischen Propaganda gesagt. Hier ist der springende Punkt. Der industrielle Bedarf an tropischen und subtropischen Produkten sei so stark und bedeutend, daß wenigstens für die Nationen des modernen Europa ein unabhängiges Rohstoffgebiet immer nur auf der Grundlage des Kolonialwesens zu denken sei. Darum dürfe der mitteleuropäische Plan mit seinen etwaigen Folgen, wenn man ihn ausführt, doch bloß als „Ergänzung" eines Kolonialreiches in Betracht kommen und dieses müsse die Hauptsache sein.

Unter den großen Machtgebilden unserer Zeit gelten im allgemeinen drei zugleich als einheitliche Rohstoffkomplexe und selbständige Wirtschaftsgebiete: die nordamerikanische Union, das britische und das einstige russische Reich. Beim russischen Reich fielen der geographischen Beschaffenheit nach allerdings die tropischen und auch beträchtliche Mengen der subtropischen Produkte ohne weiteres aus; und im übrigen war es als moderner Wirtschaftsorganismus überhaupt noch nicht in selbsttätige Bewegung geraten. Seine wirtschaftlichen Fähigkeiten sind mehr potenzieller als aktueller Natur. Denn die Bodenschätze liegen dort zum großen Teil ungenutzt; es sind „schlafende Reichtümer", wie die Russen selber zu sagen pflegen, und fast mit demselben Rechte könnte man China mitzählen, wo ebenfalls noch ungehobene Werte von gewaltiger Bedeutung ihrem Erwachen aus dem Schlummer entgegenharren (z. B. soll China ein Kohlenvorkommen haben, das man schätzungsweise auf 1000 Milliarden Tonnen angibt). Ob es dem Gesamtrussentume jemals gelingt, sich von der fremden Arbeit und vom fremden Kapital zu befreien und seine Masse von rund 150 Millionen Menschen aus eigener Kraft wirtschaftlich ins Leben zu rufen, das wissen wir nicht. Sollte es ihm gelingen, so würde es in der Tat zu einer

wirtschaftlichen Weltmacht, die immerhin an die Vereinigten Staaten heranreicht. In diesem Staatswesen ist ungefähr alles vorhanden, wessen moderne Arbeit und modernes Leben bedürfen;[1] fast vorbildlich sind in ihm die Voraussetzungen eines erschöpfenden und unabhängigen Rohstoffgebietes erfüllt, das als geschlossener Wirtschaftskörper auftreten kann. Aber weder Rußland noch die Union sind für das überseeische Kolonialsystem typisch; eher sind sie das Gegenteil davon und ein Beispiel dafür, was das Vereinigte Mitteleuropa werden soll und sein könnte. Für die Kolonialwirtschaft gibt es kein anderes Exempel oder Muster, als das britische Reich. Nur die Probe auf dieses Exempel könnte entscheiden.

* * *

Über die Produktions- und Rohstoffverhältnisse und ihre Entwicklungsaussichten in Mitteleuropa, Bulgarien und der Türkei wurde schon soviel geschrieben, daß dazu kaum noch etwas Neues gesagt werden kann. Trotzdem ist im Zusammenhange ein knapper Überblick über diese Tatsachen nötig. Die übliche Entgegnung der kolonialpolitischen Agitation, daß diese Tatsachen — in ihrer künftigen Entwicklung oder als Synthese genommen — eigentlich keine Tatsachen und nur Wahrscheinlichkeitsrechnungen seien, trifft ohne Frage daneben. Denn ein großes deutsches Kolonialreich würde nicht einmal auf Wahrscheinlichkeitsrechnung, sondern bloß auf gedachten Möglichkeiten beruhen. Aus dem einfachen Grunde, weil es überhaupt noch nicht existiert, sondern eben bloß als möglich gedacht wird. Nur in der Annahme und sozusagen hypothetisch wird seine Stelle beim Abwägen des Für und Wider vom Muster des britischen Reiches vertreten.

Nichtsdestoweniger bleibt es ein Gebot, gleichsam genetisch vorzugehen und nicht etwa mit Mesopotamien den Anfang zu machen. Man hätte zu beginnen mit dem gegebenen Zustand des mitteleuropäischen Blocks in seiner ursprünglichen Form.

---

[1]) Die Vereinigten Staaten von Nordamerika importieren in beträchtlichem Maßstabe nur Chemikalien, Kautschuk, Kaffee, Zucker und Häute.

In den elementaren Nährwerten der modernen menschlichen Arbeit, Kohle und Eisen, würde der mitteleuropäische Block eine wirtschaftliche Weltmacht darstellen. Das gesamte britische Reich, nicht bloß Großbritannien allein, wäre in der Gewinnung an Eisenerzen im Vergleich zu ihm schwach: mit etwa 17 Millionen Tonnen gegen ungefähr 40 Millionen Tonnen des mitteleuropäischen Blocks. Gar nicht zu reden von den 62 bis 63 Millionen Tonnen der nordamerikanischen Union. Natürlicherweise zeigt sich hier nur dasselbe Verhältnis wie bei der Roheisenerzeugung, wo der mitteleuropäische Block, mit jedenfalls nicht weniger als 20 Millionen Tonnen jährlich, im Frieden noch einmal so viel produzierte wie das britische Reich, und die Union ebensoviel wie jene beiden zusammen. Rußland blieb in diesen schwerindustriellen Grundlagen auffallend zurück. Es hatte an Eisenerzen nur eine Förderung von 8 Millionen Tonnen und stand mit 4 Millionen Tonnen Roheisenerzeugung hinter den 5 Millionen Tonnen Frankreichs. Es war erst die sechste Eisenmacht in der Welt. Von seinen 31 Millionen Tonnen jährlicher Kohlenförderung gehen die 5 Millionen Tonnen Polens jetzt ab. Auch in der Kohle stehen die Vereinigten Staaten mit 450 Millionen Tonnen an der ersten Stelle. Im britischen Reich kommt die Förderung der Dominions und Kolonien (Kanada, Australien, Südafrika, Indien und Britisch-Borneo) im Gesamtertrage von 37 Millionen Tonnen zu den 270 Millionen Tonnen Großbritanniens hinzu, so daß es also selbst hier mit 307 Millionen Tonnen die gemeinsame Förderung des mitteleuropäischen Blocks von 310 Millionen Tonnen nicht ganz erreicht. Der Wert der Kohle geht aber noch weit über ihre industrielle Bedeutung hinaus. Sie ist beinahe so wichtig wie Essen und Trinken. Ein Land ohne eigene Förderung, dem man die Zufuhr absperrt, ist nicht bloß industriell ohnmächtig; es kann nicht einmal primitiv arbeiten und sich bewegen.

Allerdings wäre durch die Bildung des mitteleuropäischen Blocks in diesen Dingen für uns nichts Neues gewonnen. Es ist im Kern nur die Wirtschaftsmacht Deutschlands, die sich in etwas

vergrößerter Form wiederholt. Eine innere Erstarkung würde der Block erst unserer zweifelhaften Nahrungsmittelversorgung verschaffen. Doch völlig könnte auch er die Unsicherheiten darin nicht beseitigen.

Unsere Schafzucht ist heruntergekommen. In Rindern kann der mitteleuropäische Viehbestand nicht im entferntesten einen Vergleich mit dem britischen Reiche und den Vereinigten Staaten aushalten, wohl aber steht er sich mit Rußland ungefähr gleich.[1]) In Schweinen dagegen überragt allein der reichsdeutsche Bestand ganz gewaltig die britische und russische Ziffer, und der mitteleuropäische Block im ganzen erreicht auf jeden Fall die Hälfte der nordamerikanischen Ziffer, selbst wenn man berücksichtigt, daß beim großen Schlachten des ersten Kriegswinters von den 25 Millionen deutscher Schweine bis zu 9 Millionen Stück geopfert sein mögen.[2]) Die überlegene Produktion der mitteleuropäischen Blockländer an Kartoffeln und Rübenzucker ist hinlänglich bekannt. Allein im Deutschen Reich hatte man zu Friedenszeiten den jährlichen Durchschnittsertrag an Kartoffeln auf ungefähr 50 Millionen Tonnen geschätzt, wovon im allgemeinen nur 15 Millionen Tonnen für die menschliche Ernährung des eigenen Volkes in Anspruch genommen wurden.

Recht problematisch steht es dagegen im Wichtigsten, was es gibt, in der Versorgung mit Brotgetreide. Die mitteleuropäische Roggenerzeugung ist immer noch verhältnismäßig stark und selbständig, mit 16 Millionen Tonnen gegenüber 25 in Rußland und nur 1 Million in den Vereinigten Staaten; im britischen Reich ist der Roggenbau so geringfügig, daß er nicht mitzählt. Beim Weizen bleibt aber die Produktion des mitteleuropäischen Blocks von 11 Millionen Tonnen um die knappe oder mehr als reich-

---

[1]) In einer Höhe von mehr als 35 Millionen. Nach der Viehzählung vom 1. Dezember 1915 betrug der Rinderbestand allein des Deutschen Reiches 20316948 Stück. Das bedeutete eine Verringerung um rund $1^1/_2$ Millionen gegenüber dem Vorjahre.

[2]) Nach der Viehzählung vom 1. Dezember 1915 belief sich der deutsche Schweinebestand auf 17287211 Stück.

liche Hälfte hinter den anderen im Rückstand: das britische Reich produziert in Tonnen 20, die Union 21 und Rußland gar 23 Millionen. Deutschlands Erzeugung in Gerste übersteigt zwar mit beinahe 3¹/₂ Millionen Tonnen schon die des ganzen britischen Reiches, welche nur 3 Millionen Tonnen beträgt, und die Gesamtproduktion des mitteleuropäischen Blocks von 8 Millionen Tonnen wäre noch einmal so groß, wie die der Vereinigten Staaten[1]; aber sie stünde immer noch weit hinter der russischen von 12 Millionen Tonnen zurück. Auch braucht die Habsburgische Monarchie ihre Erträge für sich, und wir wissen darüber Bescheid, wie sehr wir mit der Deckung unseres Bedarfs an Futtergerste von der russischen Einfuhr abhängig sind. Im Hafer stehen wir günstiger. Doch immerhin hatten wir vor dem Kriege im Jahre durchschnittlich 4 Millionen Tonnen Futtergetreide eingeführt.

Am Ende läuft alles in die Hauptfrage zusammen, ob die Wirtschaftsgemeinschaft des mitteleuropäischen Blocks jemals imstande sein könnte, ihrer Abhängigkeit vom fremden Import ledig zu werden und sich selbst zu ernähren. Es gibt autoritative Volkswirtschaftler, die eine solche Wahrscheinlichkeit einfach bestreiten und widerlegen, und sie finden sich keineswegs nur unter den Gegnern des Plans. Andere Fachleute aber haben berechnet, daß für die Zentralmächte die wirtschaftliche Selbständigkeit der Ernährung eintreten müßte, sobald in Österreich-Ungarn die durchschnittlichen Bodenerträge auf dieselbe Höhe wie im Deutschen Reich gebracht worden seien. Vornehmlich der gute ungarische Boden läßt sich noch viel intensiver bewirtschaften, als es heute geschieht; z. B. werden im deutschen Weizenbau auf derselben Fläche fast um 80% mehr Erträge als in Ungarn erzielt. Es hat sich bereits eine „Süddeutsche Gesellschaft für Landwirtschaft" gebildet, die in Ungarn Bodenkultur nach dem Muster der deutschen Methoden praktisch vorführen und einführen will. Man darf also wenigstens mit der Möglich-

[1]) Bei der Beurteilung der Getreideerzeugung in den Vereinigten Staaten ist nicht zu vergessen, daß dieses Land im Jahre mehr als 62 Millionen Tonnen Mais produziert.

keit rechnen, daß einige Aussicht vorhanden ist, in einer gewissen Zukunft die russische Gerste- und Weizeneinfuhr nach Deutschland vielleicht durch gesteigerte Leistungen Österreich-Ungarns überflüssig zu machen.

Gesetzt aber den Fall, daß diese Aussichten täuschen, so würde das nicht das geringste für das Kolonialreich und gegen den mitteleuropäischen Gedanken beweisen. Von einer wirtschaftlichen Unterlegenheit in diesem Punkte dem Kolonialsystem gegenüber kann gar keine Rede sein. Denn gerade im Getreidebau, diesen als Ganzes genommen, wird das britische Reich vom mitteleuropäischen Block übertroffen; und England bezieht sein Korn nicht nur aus Kanada, Australien und Indien, sondern ebenso aus Nordamerika und Argentinien, also von außen. Wesenhafter als eine Sicherstellung tropischer und subtropischer Produkte ist aber die Kraft ursprünglicher Lebensmittelversorgung auf jeden Fall. Eigentlicher Hauptgegner in dieser Hinsicht wäre die wirtschaftliche Landmacht des russischen Reichsgebietes; auch dort sind die Bodenerträge noch ins Ungemessene zu steigern, so daß der mitteleuropäische Ernährungsbedarf — ohne eigenen Rückhalt — von der starken Produktivität des benachbarten Ostens einmal überrannt werden könnte. Also käme es erst recht darauf an, diesen kontinentalen Rückhalt zu schaffen.

Die letzte Entscheidung darüber, ob der mitteleuropäische Gedanke eine Gewähr dafür bietet, läge aber nicht in der Leistungsfähigkeit allein des mitteleuropäischen Blocks, sondern in der folgerechten Durchführung und Fortsetzuug dieses Gedankens. Schon das erneuerte Königreich Polen gehört mit dazu: mindestens ebenso, wie der fortschreitende Anschluß der übrigen verbündeten Staaten mit in Rechnung gestellt werden kann. Und da es unter jedem Gesichtswinkel ein natürliches Gebot unserer politischen Selbsterhaltung sein sollte, daß wir danach trachten, uns den entscheidenden Einfluß auf die Lebensbedingungen Belgiens zu wahren, so muß es wünschenswert sein, daß die Lande dieses Staates nicht weniger als Polen, Kurland und Litauen, Serbien und Albanien, in einer dauernden wirtschafts-

politischen Beziehung zum mitteleuropäischen Gesamtgebiet bleiben, sei es staatsrechtlich in welcher Form immer. Wie die Walachei mit ihren endlosen Weizenfeldern uns mit einem Male aller Nöte entheben würde, ist für jeden eine frische Erinnerung aus den Zeitungsangaben. Die politische Zukunft Rumäniens liegt so, daß ihm nur die Wahl bleibt zwischen dem geographisch-automatischen Anschluß an den Vierbund und dem Geschick, zerrieben zu werden. Aber da dieses Schicksal noch ungewiß ist, so mag es richtiger sein, in bezug auf Rumänien mit keinen Voraussichten zu rechnen.

Kurland und Litauen würden so gut wie Neuland für das deutsche Bauerntum sein, sie liefern Getreide. Auch die Landwirtschaft Polens wartet noch mehr als die ungarische auf ihre Befruchtung durch intensivere Arbeit. Desgleichen ist der bulgarische Ackerbau steigerungsfähig, er vermag seine Erträgnisse in absehbarer Zeit auf das Drei- bis Vierfache zu heben. Das neue Großbulgarien wird in der Produktion von Weizen, Hafer und Gerste sehr stark werden können; und ferner gibt es auf dem Balkan Obst, Gemüse und Schweine. Bulgarien hat bereits heute einen Bestand von 8,7 Millionen Schafen gegenüber nur 5½ Millionen im Deutschen Reich.[1]) Schon das scheint der erweiterten Wirtschaftsgemeinschaft in der Selbsternährung eine sichere Lebensfähigkeit zu verbürgen, und die vorderasiatischen Hoffnungen sind dabei noch gar nicht erwogen.

Neben der unmittelbaren, sozusagen einheimischen Nahrungsmittelversorgung würde es sich noch um fremdländische Rohstoffe handeln, um sogenannte Genußmittel und um den allgemeinen industriellen Bedarf an Rohmaterial. Dem ursprünglichen Blockgebiet Mitteleuropas fehlen hauptsächlich: Webstoffe und einige Metalle, mineralische und vegetabilische Rohöle, etwas Holz, Häute und Felle, ferner Mais und Reis, Kaffee, Tee, Kakao und Tabak und der wichtige Gummi.

[1]) Nach der Viehzählung vom 1. Dezember 1915 betrug der deutsche Bestand an Schafen 5073478 Stück.

Auch hier bleibt der rumänische Maisbau, bleiben die Petroleumfelder und die Gruben in den Gebirgen Rumäniens vorläufig außer Betracht. Aber entwicklungsfähige Bergwerke sind ebenso in Bulgarien vorhanden, und in Neubulgarien liegen die Kupfergruben von Bor. Das mazedonische Bergland enthält nach der Überlieferung überhaupt reiche Lager an verschiedenen Mineralien, von denen Kupfer und Blei, auch Gold und Silber die wertvollsten sind. Belgien hat zwar wenig, doch gute Eisenerze und ebenfalls Kupfer. Rechnen wir die belgische und polnische Kohlenförderung hinzu, so würde dadurch die Gewinnung schon allein des mitteleuropäischen Blocks mit den besetzten Gebieten (ohne Nordfrankreich) auf 335 Millionen Tonnen anwachsen. (Wobei im übrigen bedacht werden muß, daß unter der russischen Herrschaft der polnische Bergbau absichtlich niedergehalten worden ist im Interesse Südrußlands.) Ferner ist in diesem Zusammenhange die strittige Frage nach der Zukunft des lothringischen Erzbeckens von Briey wenigstens zu streifen, wenngleich sie nicht im Handumdrehen und jedenfalls überhaupt nicht von rein wirtschaftlichen Gesichtspunkten aus beantwortet werden kann. Die Eisenerzgewinnung im Becken von Briey betrug 15 Millionen Tonnen im Jahre 1913, d. h. ihre quantitative Bedeutung hielt sich zwischen zwei Dritteilen und drei Vierteln der jeweiligen Gesamtförderung Frankreichs. Durch die Angliederung dieses Gebietes würde also die Förderung an Eisenerzen bloß im Deutschen Reiche mit einem Schlage auf 50 Millionen Tonnen anschwellen. Aber desgleichen wäre mit einem Schlage der gegenwärtige Aufbau von Frankreichs industrieller Kraft ruiniert. — In Kurland und Litauen gibt es Holz, Flachs und Hanf. Neubulgarien hat Hanf und selbst der Baumwollenbau läßt sich dort kultivieren. Am wichtigsten ist die bulgarische Schafzucht durch ihre Erzeugung an Wolle, mit der sie zur Lieferung von Webstoffen beiträgt. Überall auf dem Balkan wächst Mais. Und wieder ist es das Großbulgarien der Zukunft, dessen Erzeugung in Mais und Reis erheblich sein wird. Es läßt sich dort und besonders in den neuerworbenen Landesteilen ein südliches Gartenbauwesen

großen Stiles einrichten; neben Gemüse und Obst kommen Tabak in Betracht und vor allem die vegetabilischen Öle. Die vorderasiatischen Möglichkeiten sind auch hier noch nicht in Erwägung gezogen.

* * *

Aber in diesen Möglichkeiten liegt die eigentliche Entscheidung. Denn mit ihnen hauptsächlich öffnen sich die Aussichten auf die Produkte der wärmeren Zone, deren Bereitstellung für die Industrie doch gerade die angebliche Höherwertigkeit des überseeischen Kolonialsystems ausmachen soll.

Die Entwicklungsfähigkeit Vorderasiens ist überhaupt und im allgemeienn von so ungeheuerem Wert, daß sie die unabhängige Rohstoffversorgung des ganzen Wirtschaftsgebietes nach fast allen Seiten hin (denn ein paar Löcher für einzelne Einfuhrbedürfnisse bleiben immer zurück) vervollständigen würde. In den jüngsten Tagen will man uns zwar die Ansicht einreden, ein solches Urteil beruhe auf „Verkennungen" des Sachverhaltes. Aber diese Nörgelei und Kleingläubigkeit würde mehr Schaden anrichten müssen, als es allzu begeisterte Übertreibungen je könnten. Auch ohne jede Übertreibung bleibt es bestehen, daß Vorderasien früher Jahrtausende lang ein uraltes und blühendes Kulturgebiet war, was es von neuem zu werden vermag, sobald es nur entsprechend besiedelt und bearbeitet wird.

In der asiatischen Türkei sind Kohlenvorkommen und Vorkommen an Chromerz, Eisen, Kupfer und Blei, Phosphaten, Asphalt und Steinsalz. Wir dürfen wenigstens hoffen, daß die vorderasiatische Kupfergewinnung in ihrer Zusammenwirkung mit der balkanischen uns für eine spätere Zukunft von Nordamerika weniger abhängig machen wird, als wir es waren. Im Jahre 1913 hatten wir aus den Vereinigten S aaten für 294 Millionen Mark Kupfer bezogen. Freilich läßt sich dieses auffallende Verhältnis nicht über Nacht ändern, und auf andere Weise als durch die Aussichten, die der Wirtschaftsbund bietet, wäre es kaum einmal zu bessern. Zu den mineralischen Werten der asia-

tischen Türkei gehören sodann die bekannten reichen Ölschätze Mesopotamiens.

Eine Europäisierung der Landwirtschaft ist bereits vom Staate selbst in Aussicht genommen; nur 3% der Gesamtbodenfläche wurden bebaut. Zunächst hat die türkische Regierung die Einführung moderner Forstkulturen in Kleinasien und ausgedehnte Reiskulturen beschlossen. Landbau in Ölfrüchten und der Getreidebau hätten zu folgen, und besonders die Einführung der Kartoffel wäre vielversprechend für die Lebenshaltung des Volkes. Diese Europäisierung der Landwirtschaft würde allerdings ohne eine durchgreifende soziale Agrarreform undenkbar sein.

Schon heute, oder besser: immer noch ist die Ziegenzucht Kleinasiens bedeutend. Gegenüber 3½ Millionen im Deutschen Reich[1]) besitzt Anatolien 9½ Millionen Ziegen. Daß eine sorgfältige Zucht der Angoraziege wegen ihrer feinen Wolle für die Textilindustrie von höchstem Werte sein müßte, liegt nahe genug. Ferner lassen sich dort und mehr und besser noch in Mesopotamien Millionen von Schafen ansiedeln. Auch die Rindviehzucht wäre durch rationelle Fütterungsmethoden zu heben.

Die gewaltigsten Möglichkeiten sind eben in Mesopotamien vorhanden. Schon allein die großen Petroleumfelder dieses Landes und seine vorzügliche Eignung für Viehzucht und Weizenbau sollten genügen, um die Lebenskräfte seiner künftigen Volkswirtschaft ahnen zu lassen. Dazu kommt Baumwolle. Mesopotamiens Bedeutung für den Baumwollenbau ist historisch. (Nach Mossul bildete sich das Wort Musselin.) Die ganze vorderasiatische Wirtschaftspolitik des mitteleuropäischen Gedankens spitzte sich in gewisser Hinsicht zu einem mesopotamischen Plane zusammen. Gegen diesen besonderen Plan machten aber die Kolonialpolitiker gerade verschiedenes geltend.

Das Land müsse erst urbar gemacht werden. Es seien Ent- und Bewässerungsanlagen nötig, die lange Geduld und Arbeit

---

[1]) Nach der Viehzählung vom 1. Dezember 1915 belief sich der Ziegenbestand des Deutschen Reiches auf 3,44 Millionen Stück.

erfordern und teuer sein würden. Der englische Ingenieur Willcocks, der ursprünglich den mesopotamischen Plan — in genauer Abgrenzung auf ein bestimmtes Gebiet — auf Veranlassung der türkischen Regierung kurze Zeit vor Ausbruch des Krieges entwarf, habe die Kosten auf mindestens 550 Millionen Mark veranschlagt. Doch bei den Summen, an die wir uns gewöhnt haben, ist eine reichliche halbe Milliarde für die erste Anlage eines Unternehmens von vielleicht weltgeschichtlicher Bedeutung wahrlich nicht viel; ohne Arbeit kann man nie etwas zustande bringen, und Geduld auf eine spätere Erfüllung wirtschaftlicher Erwartungen haben wir in unserer einstigen Kolonialpolitik zur Genüge gelernt. Im übrigen hat Willcocks die eigentliche Bauperiode nur auf 8 Jahre angesetzt.

Sodann sei die Ausführung des Plans in absehbarer Zeit gar nicht möglich, weil es an Bevölkerung fehle. Sollte sie sich aber trotzdem als möglich erweisen, so wäre für uns damit wenig gewonnen. Denn nach den Berechnungen von Willcocks lasse sich dort nur ein Ertrag von 100000 Tonnen Baumwolle erzielen, wir bekamen jedoch allein aus Amerika jährlich ungefähr viermal so viel. Und dann kommt der Haupttrumpf. Die im engeren Sinne tropischen Produkte würden immer noch fehlen: z. B. Rohstoffe für Kraftfuttermittel, wie Palmenkerne, Copra u. a., ferner Kaffee, Tee, Kakao und vor allem Kautschuk.

Auch im britischen Reiche ist Mangel an Kakao und Kaffee, und zudem hängt von Kaffee, Tee und Kakao die Weltgeschichte nicht ab. Ein wirtschaftspolitisches Projekt, das allen Ernstes mit Jahrhunderten rechnen sollte, darf an solchen Bedenken nicht scheitern. Für Kautschuk haben wir einen künstlichen Ersatz, der freilich nicht vollkommen genügt. Aber selbst ein wirtschaftlicher Organismus von solcher Vollständigkeit des materiellen Gehaltes, wie die Vereinigten Staaten es sind, bleibt mit seinem Kautschukbedarf auf die Einfuhr verwiesen. Im übrigen hindert uns nichts, nebenbei Kolonien zu halten, aus denen wir uns versehen. Das würde durchaus keine „Bekehrung" zum kolonialpolitischen Imperialismus, sondern nur die Zubilligung sein, daß es keineswegs

darauf ankäme, das Kolonialwesen ganz aufzugeben und zu beseitigen. Nur könnte es nicht mehr als tragendes System und als der führende Gedanke unserer Entwicklung auftreten. Es hätte nichts anderes zu wollen und vorzugeben, als was es tatsächlich ist: ein wirtschaftliches Hilfsunternehmen für materielle Absichten und Zwecke. Kurz gesagt: ein solches Kolonialwesen würde eben nur die Ergänzung der wirtschaftsorganischen Mitteleuropa- und Kontinentalpolitik sein, und nicht diese eine Ergänzung von ihm.

Nicht einmal in der Baumwolle vermag das Kolonialwesen als bestimmendes System, und sei es selbst so vollendet wie im britischen Reich, eine unbedingte Sicherheit der Selbstversorgung zu geben, jedenfalls nicht bei den starken Bedürfnissen einer überentwickelten Textilindustrie. Trotz der indischen und ägyptischen Ernte kommt England ohne die amerikanischen Lieferungen nicht aus. Die amerikanische Erzeugung ist quantitativ so überlegen, daß sie in der Menge jede Konkurrenz schlägt und sich beinahe einem Rohstoffmonopol nähert. Eine vollkommene Befreiung von ihr erscheint fast unmöglich. Und nach unseren bisherigen Erfahrungen würde der Versuch einer solchen Befreiung oder eines bloßen Widerstandes durch Kolonialwirtschaft noch weniger gelingen, als durch Mesopotamien. Denn die aus Deutsch-Ostafrika empfangene Baumwolle ist jährlich tief unter 2000 Tonnen geblieben, gegenüber den 100000 Tonnen, die aus Mesopotamien bald zu erhoffen sein sollen. Irgendwann müßte die Macht über Vorderasien die ägyptischen Zuwege öffnen und dieses Land wieder anschließen, und die ägyptische Baumwolle zeichnet sich durch ihre gute Beschaffenheit aus. Am Ende würde es sich dem Grundsatze nach überhaupt nur darum handeln, ob das mitteleuropäisch-türkische Wirtschaftsbündnis in künftiger Zeit dahin käme, seinen Binnenbedarf für die Kleidung und Ausstattung der eigenen Bevölkerung in organischer Funktion selbst zu befriedigen. Denn es ist schließlich nicht die „göttliche Sendung" der Deutschen, mehr Textilwaren zu fabrizieren, als sie eigentlich brauchen.

Alle Vorbehalte gegen den mesopotamischen Plan müssen an dem Werte zerschellen, den die Briten in ihm erkennen. Sie wissen ganz genau darüber Bescheid, daß die wirtschaftliche Zukunftsbedeutung Mesopotamiens nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Diese Bedeutung liegt ja nicht in der Baumwolle allein und auch nicht in den Petroleumfeldern allein. „Eine der größten Kornkammern der Welt" wird das Mesopotamien der Zukunft von den Engländern genannt. Darum die Zähigkeit ihrer mesopotamischen Militärpolitik, deren kriegerische Operationen pünktlich im August 1914 begannen, schon lange bevor die Türkei in den Kampf eintrat. Das britische Zutrauen zu der an sich gewiß schwierigen Bevölkerungsfrage sollte uns ebenfalls Zutrauen geben. Sie wollten in dem Lande mohammedanische Bauern aus Indien und Ägypten ansiedeln, wogegen sich damals die türkische Regierung aus naheliegenden politischen Motiven gesträubt hat. Man darf aber meinen, daß dem eigenen Willen der Türkei und einem belebten türkischen Kalifat die Ausführung eines ähnlichen und erweiterten Gedankens vielleicht besser glückt.

Die Engländer hoffen oder befürchten, daß durch die Wiedergeburt Mesopotamiens ein „neues Ägypten" von zwiefacher Größe aus diesem Land werden könnte, ein Land, dessen künftiges wirtschaftliches Leben einst 30 Millionen Menschen zu tragen vermag. Dieses neue Ägypten wollen sie für ihr Imperium aufheben; und zugleich ängstigen sich ihre Finanzkreise schon heute vor dem unbezwinglichen „Reichtum" des Wirtschaftsbundes von Bagdad bis Hamburg, falls er doch noch zur Wirklichkeit werden sollte.

Nicht nur ihre Finanzkreise. Der sachliche Kern in den veröffentlichten Kriegszielen des Verbandes der Feinde war die aufgeteilte Türkei; daneben stand nichts, was irgendwie Hand und Fuß haben konnte. Daß die Aufteilung oder Beseitigung des türkischen Reiches der Kern und dieser Kern ein wesentlich englisches Ziel ist, ging schon aus dem Briefe Balfours an die nordamerikanische Regierung hervor. Dieses Ziel der englischen Leute ist für sie selber höchst positiv und für uns vernichtend, so vernichtend

und so positiv, daß es uns die entscheidende Lebensbedeutung des Berlin—Bagdad-Gedankens für uns ein für allemal klar machen sollte. Sie wollen dem deutschen Wirken auf die Welt seine naturgemäßen Etappen abschneiden. Aber nicht nur um unserer Einschnürung willen und zum Zwecke ihrer eigenen Gefahrlosigkeit. Denn abgesehen davon, daß es beim Besitz Vorderasiens auf strategische Notwendigkeiten für sie, auf die Landbrücke nach Indien und die Sicherung des Suezkanals ankommt, sind sie sich nur zu sehr der Wahrheit bewußt, daß dieses ganze Gebiet mit seinen Gebirgen, Tälern, Meereseinschnitten und Küsten überhaupt die zentrale Fortifikation im Zusammenhange der alten Erdteile ist.

Jetzt haben wir Bagdad freilich verloren. Aber unter keinen Umständen darf dieser Verlust zu einem Dauerzustande führen. Denn es wäre ein Irrsinn, wenn wir den greifbaren und vom Schicksalswillen uns vorgezeichneten mitteleuropäischen Gedanken mit unserer Türkenpolitik einem phantastischen Kolonialimperialismus zuliebe mißachten wollten.

V

Kolonialsystem und Merkantilismus

In den Verhältnissen des britischen Reiches fällt dreierlei auf. Nämlich erstens gibt bei dem Verlangen nach Rohstoffländern nicht die Industrie, sondern der Ernährungsbedarf Englands den tieferen Ausschlag, so daß also ein besonderer Zusammenhang zwischen Industrie und Kolonialwirtschaft überhaupt nicht besteht. Weiterhin wird dieser Bedarf weder für die Industrie, noch für die Ernährung allein durch die Zufuhr aus dem eigenen Reiche gedeckt, sondern ebenso durch die internationale Zufuhr. Dieses Kolonialreich ist vielleicht seinen stofflichen Möglichkeiten nach, doch jedenfalls nicht praktisch ein sich selbst genügendes Rohstoffgebiet. Und noch viel weniger wird es von sich selber als organische Wirtschaftseinheit erfaßt. Denn es handelt sich schließlich — das ist das Entscheidende — bei jenem Bedarf immer nur und lediglich um den Bedarf Englands; und selbst soweit er durch die Lieferung aus den Ländern des Empire befriedigt wird, ist diese Lieferung „Import". Sie unterscheidet sich von der internationalen Zufuhr in nichts und gehört mit zu ihr.

Auch wenn man sich das britische Reich als selbstgenügendes Wirtschaftsgebiet denkt, stellt es keineswegs eine Produktionseinheit mit gemeinsamem Binnenmarkt dar. Denn es fehlt der einheitliche und gemeinsame Zweck. Der Zweck ist nicht das Leben des Ganzen, sondern einzig und allein die Volkswirtschaft Englands, mit ihren Bedürfnissen und ihrem Vorteil. Nur England und nicht das gesamte britische Reich ist die in Betracht kommende Wirtschaftseinheit, das Mutterland selbst, dem die übrigen Reichsteile als Fremdländer für Rohstofflieferungen und

als fremde Aufnahmegebiete gegenübergestellt bleiben. Sie sind Wirtschaftsgebilde für sich, die zwar zu politischer, nicht aber zu wirtschaftlicher Gemeinschaft verknüpft werden. Ihre Beziehungen untereinander und vor allem der Verkehr des Mutterlandes mit ihnen spielen sich als Ereignisse auf dem Außenmarkt ab. In ihrem Verhältnis zum Mutterstaat und in ihrem gegenseitigen Verhältnis sind sie wirtschaftliches Ausland; Englands Handelsverkehr mit seinen Dominions und Kolonien wird zum Außenhandel gerechnet[1]): die innere Struktur im Wirtschaftsleben des britischen Gesamtreiches erscheint hineingestellt in die Zirkulationsprozesse des merkantilen Verlaufs, der es nicht zu sich selbst kommen läßt.

Ein ausreichendes oder auch überreiches Rohstoffgebiet, das sich nach außen in irgend einer Form als politisches Gebilde darstellt, ruft durch sein bloßes Vorhandensein noch nicht das wirtschaftsorganische Leben im Innern hervor, solange neben der politischen Verbundenheit die wirtschaftlichen Bindungen fehlen. Es ist zwar die materielle Voraussetzung des wirtschaftsorganischen Lebens, doch nicht dieses selbst. Nun gibt es bekanntlich im heutigen England eine heftige Strömung, die für das gesamte Reich jene wirtschaftlichen Bindungen herstellen will. Das Freihandelssystem, in welchem der Merkantilismus zum reinsten und vollkommensten Ausdruck gelangt, soll beseitigt und statt dessen sein Gegenteil, das allbritische Hochschutzzollsystem, eingeführt werden.[2]) Unsere Kolonialpolitiker fürchten, daß sich das britische Reich so mit einem Schlage in eine wirtschaftsorganische Einheit und in einen geschlossenen Wirtschaftskörper umwandeln müßte, dessen Kraft uns erdrückt. Denn sobald das britische Reich erst einmal dahin gelange, sich als wirtschaftlichen Orga-

---

[1]) Der Handelsverkehr zwischen England und seinen Kolonialländern beträgt ungefähr 40 % des englischen Gesamtaußenhandels.

[2]) Die Einführung eines Systems von Vorzugszöllen für das britische Reich wurde in England von der Kommission für Handels- und Industriepolitik zwar längst in Vorschlag gebracht, aber noch nicht verfassungsmäßig beschlossen. Vorläufig dauert die Opposition des Freihändlertums an.

nismus aufzufassen und zu entfalten, würde es die noch ruhenden Leistungsfähigkeiten seiner Dominions und Kolonien entfesseln, Leistungsfähigkeiten an Arbeitskräften und Rohmaterial. Es würde die nicht zu überbietende Stärke einer unerreichten Kolonialpolitik offenbaren.

Indessen ist es eine Frage, ob der tiefere Grund der merkantilen Verläufe, in denen England mit seinen kolonialen Ländern verkehrt, nun wirklich im Freihandelssystem oder anderswo liegt. Denn dieses Verfahren ist am Ende die fortlaufende Form, nach der sich die Erfüllung des kolonialwirtschaftlichen Sinnes vollzieht. Der letzte und eigentliche Sinn aller Kolonialpolitik aber ist die Nutznießung der Kolonien durch das Mutterland und darum die stetige Isolierung dieses Mutterlandes als Zweck.

Nur durch merkantile Begriffe läßt sich andauernd jene Auflösung und Trennung der Reichseinheit in eine bloße Gruppe einzelner Wirtschaftsgebilde aufrechterhalten, und erst diese fortgesetzte wirtschaftliche Trennung bewirkt es, daß dem einen Mutterland alle übrigen dienstbar gemacht werden können. Wie das Mutterland der politischen Gemeinschaft mit ihnen, seiner „Herrschaft", bedarf, um ihre Erträge zu kriegen, so bedarf es der Vereinzelung in den wirtschaftlichen Funktionen, um sich den unbehelligten Genuß dieser Erträge zu sichern und vorzubehalten.

Der unmittelbaren politischen Abhängigkeit, in der sich direkte Herrschaftskolonien, wie Ägypten und Indien, zu England befinden, entspricht eine unmittelbare wirtschaftliche Abhängigkeit. Sie sind gewissermaßen verpflichtet, im Austausch der Güter einseitig und ohne Selbstbestimmungsrecht über die Interessen der eigenen Volkswirtschaft die vorhandenen Rohstoffe liefern und englische Waren einführen zu müssen. Indien hat einen unersetzlichen Wert als Lieferungs- und Rohstoffland für Getreide, Baumwolle, Rinder und Gold; doch nicht minder wichtig ist seine Bedeutung als Exportgebiet der englischen Textilindustrie, und es durfte dabei dem höchst unorganischen Wirtschaftsgedanken der Engländer gleichgültig sein, daß diese Konkurrenz ihrer neuen

Fabriken ein bodenständiges und uraltes indisches Gewerbe in seinen Geweben zugrunde gerichtet hat.

Auch die Selbstverwaltungskolonien, die sogenannten Dominions, sind vom englischen Mutterstaat immer noch abhängig, wennschon diese Abhängigkeit nur mittelbar, auf dem Umweg über die internationolen Beziehungen, zurechtgestellt bleibt. Denn ihre außenpolitische Geltung und damit die politische Wirkungskraft ihres Daseins wird ihnen im Prinzip erst von den Aufwendungen garantiert, die das Mutterland macht; und gleichfalls wurden ihnen erst durch die englischen Kapitalsanlagen im internationalen Geldwesen ihre finanziellen Existenzmöglichkeiten geschaffen. England hat mit seiner überlegenen Finanzkraft den Dominions das nötige Kapital zur Einrichtung ihrer jungen Volkswirtschaften geliehen und genießt dafür im Warenaustausch Vorzugsbehandlung. Es hat sich die Möglichkeit reserviert, von dort verhältnismäßig bequem und billig Rohstoffe zu beziehen und dorthin mühelos seine industriellen Erzeugnisse ausführen zu können. Durch einen geldwirtschaftlichen Druck behielt es die Dominions, ihre Kaufkraft und ihre Produktion, in der Hand.

In der Gesamtwirkung ist es beidemal, hier wie bei den Herrschaftskolonien, dasselbe einseitige Austauschverhältnis. Die kolonialen Länder geben ihre Erzeugnisse und Rohstoffe her, damit das Mutterland sie verbraucht oder durch seinen Handel verwertet, und sie haben zu kaufen, damit das Mutterland leicht und sicher verdient. Es ist eine Abhängigkeit, in der sich der Sinn der Kolonialwirtschaft, d. h. die Nutznießung, und der Merkantilismus durch eine unverkennbare Wechselbeziehung gegenseitig erfüllen.

* * *

Von den Athenern und Karthagern über die Venetianer hinweg bis zu den Portugiesen, Spaniern, Holländern und Briten sind die Staaten, die seefahrend Kolonien anlegen, immer zugleich Handelsstaaten gewesen. Ihre wirtschaftliche Blüte ging aus den Profiten der Gütervermittlung und des zwischenhändlerischen Verfahrens hervor, indem sie der Ferne und oft wirt-

schaftlich unmündigen Ländern Werte entnahmen und einer anderen Verwertung zuführten. Ihr Kolonialwesen war eine materielle Unterlage dieses Verfahrens.

Die Passivität der Kolonie in ihrer Eigenschaft als Lieferungsgebiet, ihre machtpolitische und darum wirtschaftliche Wehrlosigkeit, kommt der kaufmännischen Nachfrage nach fremden Produkten, um sie zu Handelsobjekten machen zu können, geradenweges entgegen. Diese Nachfrage sättigt sich direkt und unmittelbar an jener Passivität, die außerstande bleibt, ihr die ökonomische Kraft eines selbständig regulierten Angebots entgegenzustellen: das Mitbestimmungsrecht der Erzeugung über die Werte ist aufgehoben durch die koloniale Nutznießung des herrschenden Staates. Stets gedeiht die merkantile Entwicklung auf diesem Boden; und in ihrer Ausbildung zum Wirtschaftssystem ist die Kolonialpolitik überhaupt nichts weiter und nichts geringeres, als eine selbstgewisse Bekundung des Merkantilismus. Sie setzt ihn voraus. In seiner systematischen Einrichtung legte sich einst das Kolonialwesen an zu dem Zweck, daß der Herrschaftsstaat jenen Warenbedarf seines Handels befriedigt oder mit den kolonialen Erzeugnissen sich einen Handel erschafft. Die ganze Gesinnungsart des Merkantilismus, — die im Begriff der „Ware“ sich pointiert und den gewinnbringenden Vertrieb, die Übermittlung und den Umlauf der Güter grundsätzlich über die Produktion stellt und diese sich unterwirft, — tritt mit gedrängtester Intensität und gleichsam als Bekenntnis in dem kolonialwirtschaftlichen Rechtsanspruch auf den nicht selbst produzierenden Nießbrauch hervor. Das Merkantilsystem bekennt sich darin zu seinem eigenen Bewußtsein: wenn das Nießbrauchsrecht des Mutterlandes das ursprünglichste Ziel des Kolonialwesens ist, dann hat dieses den Sinn, einen unschöpferischen Erwerb zu gewährleisten und so das Geheimnis der merkantilen Moral auszusprechen.

Die Kolonialwirtschaft ist eine merkantile Erscheinung. Sie beruht ganz und gar auf dieser Wirtschaftsdenkweise und ist aus ihr entstanden, während sie gleichzeitig die Leichtigkeit ihrer Betätigungen erhöht. Hieran hat das Auftreten der Industrie weder

etwas geändert, noch rief es im wesentlichen etwas Neues hervor. Es ist im Grunde völlig dasselbe: ob nun die alten Spanier aus den amerikanischen Gruben von Zacatecas und Potosi Edelerze hereinbrachten, so daß sie selber nichts mehr zu arbeiten brauchten, ob die Holländer von den molukkischen Inseln so reichlich Muskat und Gewürznelken bezogen, daß ihr Verdienst aus der Heranführung von Kolonialwaren sich auf Hunderte von Prozenten belief und sie bald den gesamten Pfeffer- und Gewürzmarkt beherrschten, oder ob die Engländer in der vortechnischen Zeit durch den Handel mit Rohrzucker, Tabak, Indigo, indischen Gewebstoffen und anderen Dingen und im Umtausch ihrer Manufakturwaren gegen kolonialländisches Getreide Wohlstand erwarben oder nachher indische und ägyptische Baumwolle und australische Wolle dazu benutzten, um durch die Tuche und Waren ihrer Textilindustrie sich die Kaufkraft der Welt untertänig zu machen. Man erblickt bloß um so deutlicher die Merkantilisierung der Industrie: wie die fremde Wolle und Baumwolle das Mutterland nur passieren und sozusagen dort stationsweise halten, damit sie sich in die rentablere Gestalt fertiger Fabrikate verwandeln und der Zirkulationsprozeß sie darauf abermals aufnimmt. Umgekehrt wurde das englische Mutterland selber so stark in diese Zirkulationen verflochten, daß es an unmittelbarer Eigenschöpfung in wesentlichem Belange und geltender Kraft heute weiter nichts produziert, als seine Kohlen, und sonst mehr oder weniger und jedenfalls mit allem, was es braucht, um das Leben zu fristen, von der Zufuhr abhängt.

Man kann diese Erscheinung nicht umbilden, indem man ihren Kräften die Form des Freihandels nimmt. Der Freihandel ist nicht ihr Grund, wenn dieser Grund im Kolonialwesen selber, in seinen Folgen sowohl, wie überhaupt in dem Ursprunge seiner Anlage und seiner Absichten liegt. Mit dem Problem des Freihandels hat es eine andere Bewandtnis.

Es besteht sicherlich ein Gegensatz zwischen ihm und dem Hochschutzzollwesen, und allerdings ist dieses eins von den Mitteln, um einen wirtschaftlichen Organismus zu formen. Aber die

Gegenüberstellung von Freihandel und Schutzzoll braucht sich darum noch lange nicht mit dem Gegensatz zwischen merkantiler Wirtschaftsweise und wirtschaftsorganischem Leben zu decken. Denn der Schutzzoll kann ebenso gut merkantilen Bestrebungen dienen. Deshalb ist es durchaus nicht gesagt, daß England nun wirklich den Willen hat, seiner volkswirtschaftlichen Haltung mit Entschlossenheit eine organische Richtung zu geben, falls es daran gehen sollte, das Freihandelssystem durch das allbritische Hochschutzzollsystem zu ersetzen. Diese Reichszollunion dürfte englischerseits kaum als Wirtschaftsorganismus gedacht sein. Da eine solche Umwälzung selbstverständlich die weitere Vorherrschaft merkantiler Empfindungen ausschließen müßte, so würde sie nichts geringeres bedeuten, als daß sich das Mutterland von den inneren Voraussetzungen seines Kolonialwesens lossagt. Ein koloniales Imperium, das den Versuch macht, sich nachträglich als organischen Wirtschaftskörper aufzufassen und seine inneren Wirtschaftsbeziehungen danach zu organisieren, widerspräche sich selbst.

In einem Organismus bedingen die Organe sich wechselweise durch unmittelbare Lebenserzeugung. Sie erhalten sich gegenseitig und bestehen nur durch einander und durch das Ganze; und das Ganze besteht aus ihnen allen zusammen, indem jedes von ihnen selbsttätig seine Funktionen ausübt. Die ineinandergreifende und sich durchdringende Funktionalität ihrer Selbsttätigkeit ergibt die Gesamterscheinung einer sich unaufhörlich erneuernden Lebenseinheit. Würde also jener Plan einer Zollbindung und wirtschaftlichen Abgrenzung des britischen Reiches in der Tat darauf abzielen, aus dem bloßen Rohstoffgebiet eine produktive Einheit und einen lebendigen Organismus zu machen, so heißt das: das Mutterland müßte aus seiner Isolierung und Reserve heraustreten und aufhören, der vereinzelte Zweck des Ganzen zu sein. Es müßte „Organ" werden und sich neben die übrigen Reichsteile und mit ihnen in das Ganze einfügen, indem es sie ebenfalls selbsttätige Organe sein läßt.

Ohne die innerwirtschaftliche Aktivität und Verselbständigung

der Kolonialländer ist ein wirtschaftsorganisches Leben nicht zu erzeugen. Sein Weg und Ziel, die Schöpfung einer Produktionseinheit, brächte es mit sich, daß die Kolonialländer innerlich produktiv gemacht werden und ihre eigenen Energien entwickeln, statt bloße Absatzgebiete und passiv hergebende Lieferungsländer zu bleiben. Damit würde dem alten Mutterland ein guter und der sicherste Teil der materiellen Grundlagen seiner Herrschaft durch den Handel entfallen. Nun aber setzt es der ganze Prozeß hier eben voraus, daß eine solche merkantile Absicht nicht mehr besteht, weil er eine ehrliche Preisgabe der merkantilen Gesinnung voraussetzt. Am ersten müßte das Mutterland es über sich bringen, die ursprüngliche Wirtschaftsbedeutung der Produktion und ihr Recht auf sich selber anzuerkennen: es beansprucht kein Vorrecht mehr auf den nicht selbst produzierenden Nießbrauch. Aber das ist es gerade, was den kolonialwirtschaftlichen Grundgedanken vernichtet.

Dieser Grundgedanke würde nicht nur entschwinden, sondern die lebendige Kraft seines Gegenteils würde in die Wirksamkeit treten. Freilich war dieses Gegenteil schon immer in einer bewußtlosen Verborgenheit da. Denn im Kern und vom Standpunkt der Produktion angesehen befinden sich die Mutterstaaten ihren Kolonien gegenüber überhaupt in einer latenten wirtschaftlichen Abhängigkeit. Im reinen Sachverhältnis behält die Erzeugung stets ihre ursprüngliche Kraft, und die ständige Befriedigung von Bedürfnissen macht den überlegen, der sie befriedigt. Diese heimliche Überlegenheit in der Materie setzt das Wirtschaftsleben des Mutterlandes mit einem Schlage matt, sobald es seine Kolonien verliert. Oder sie macht es innerlich unfrei, wenn es nicht mehr in der Lage ist, seinen Kolonialbesitz auch machtpolitisch voll in der Hand behalten zu können. Das zeigt das Schicksal Spaniens und Hollands. Spanien büßte seine Wirtschaftsmacht ein, als es seine Kolonialmacht einbüßte. Und die gegenwärtigen Niederlande verdanken ihren Wohlstand zu einem reichen Teile den Sundainseln, die sie besitzen; aber dieses Eigentum beruht auf einem rechtsgültig gewordenen Gewohn-

heitszustande (wobei es auf den guten Willen anderer ankommt, ob und wie lange sie ihn anzuerkennen gedenken) und nicht mehr auf Realitäten der tatsächlichen Kräfte in der Gesamtpolitik: es ist bekannt, daß Holland außerstande wäre, Niederländisch-Indien gegen fremde Hände mit eigener Macht zu behaupten.

Praktisch kommt es ganz auf dasselbe hinaus, ob äußere Gewalt dem Mutterlande die kolonialen Nutznießungen entwindet oder ob der wirtschaftliche Innenprozeß des eigenen Imperiums sie ihm entzieht. In beiden Fällen würde diese tiefe indirekte Gefährdung durch die Produktivität der Koloniallånder aufbrechen, offen und unmittelbar werden.

Sobald die selbsttätig gewordenen Kolonialländer erst damit beginnen, eigene Wirtschaftsenergien zu zeigen und ihre materiellen Mächte aus dem Versteck zu befreien, kann es einmal geschehen, daß die latente Abhängigkeit des Mutterlandes mit der Zeit zu einer aktuellen Tatsache wird und versucht, sich im politischen Leben ebenfalls geltend zu machen. Die Bedeutung des Mutterlandes als Herrschaftsstaat und der gesamte Reichsbestand wären gefährdet. Zu den äußersten Mitteln müßte das Mutterland greifen, zur Wiederherstellung durch die Gewalt. Aber diese Wiederherstellung der politischen Herrschaft hätte im Grunde gar keinen Sinn mehr und keinen sachlichen Inhalt, da die Seele des kolonialen Imperialismus, der Vorzug des Nießbrauchs, ausgehaucht ist.

Die Abkehr vom Merkantilismus bedingt einen völligen Einsturz des kolonialen Systems, und nie und nimmer läßt sich ein Kolonialreich in einen organischen Wirtschaftskörper verwandeln. Wenn England in seinem Reiche eine solche Entwicklung herbeiführen oder auch nur zulassen wollte, so müßte es ausdrücklich gestatten, daß das wirtschaftliche Gerüst seines imperialistischen Daseins einfällt. Es hätte den Ast abgesägt, auf dem es sitzt, und das kann es unmöglich wollen.

Wir selber aber werden dessen gewahr, wie die wirtschaftsorganische Einheit sich nicht auf der Grundlage der überlieferten Kolonialpolitik verwirklichen läßt. Die Lebensrichtungen beider

sind einander entgegengesetzt und vertragen sich nicht, weil sie auf zwei feindlichen, sich widersprechenden Wirtschaftsgefühlen beruhen.

* * *

Es wäre widernatürlich, wenn die kolonialpolitischen Handelsstaaten jene günstigen Bedingungen, die das Kolonialwesen ihrem Warenvertriebe verschafft, nicht zu einer allgemeinen Übergewichtsstellung im internationalen Handel auswerten würden. Da ihnen überhaupt der Handel als die entscheidende Grundlage der Wirtschaftsbeziehungen erscheint, so glauben sie eben, daß sie durch ihr merkantiles Übergewicht auf das wirtschaftliche Dasein der Völker einen entscheidenden und von unten her bestimmenden Einfluß ausüben; und es würde verwunderlich sein, wenn sie nicht danach strebten, diesen Einfluß für die Dauer durch die Aufrichtung eines Monopols zu befestigen.

Eine unmittelbare Fesselung des Handels, wie sie die alten Portugiesen und Spanier versuchten, widerspricht freilich im tieferen Sinne seiner eigenen Natur. Denn es liegt im Wesen des Austauschsystems, daß es die sozialen Bindungen niederlegt und überspringt; eine künstliche Aufmauerung dieser Bindungen und Schranken trifft schließlich das Leben des Handels an und für sich und wirkt so auf den betreffenden Handelsstaat, der sich monopolistisch durchsetzen will, wieder hemmend zurück. Darum hatten jene faustdicken Versuche fehlschlagen müssen. Die Engländer aber befolgten ein geschickteres und feineres Verfahren. Es ist nicht zu leugnen, daß sie es methodisch angelegt und mit Erfolg konsequent durchgeführt haben.

Während die Spanier und Portugiesen den Handelsverkehr mit ihren Kolonien allen übrigen Ländern direkt verschlossen, war es der englische Trick, beileibe nicht etwa den Handel, sondern indirekt und allmählich den technischen Ausdruck des Handels und die Fülle seiner freien Bewegungen, d. h. sein eigentümlichstes Verkehrsmittel: die Schiffahrt, zu monopolisieren. In der Durchführung dieser Methode steckte eine erstaunliche Arbeit;

ihr Erfolg ereignete sich nicht durch einen Beschlüß, den man aussprach. Wollte man dem englischen Handel durch eine Alleinherrschaft der englischen Schiffahrt konkurrenzlose Wirkungen schaffen, so konnte man nur davon ausgehen und damit beginnen, die englische Schiffahrt und den englischen Handel ganz zu verschwistern. Erst dann trat die eigentliche Aufgabe ein, den englischen Seeverkehr nach und nach so weit zu steigern und emporzuarbeiten, bis er durch seine überlegene Stärke der nichtenglischen Schiffahrt wie von selber die Verwendungsmöglichkeiten beschränkte und mehr und mehr wegnahm. Die sich entwickelnde Realität der englischen Seeinteressen hatte die Schiffahrt des Landes langsam in die Höhe zu heben, damit diese am Ende mächtig genug und imstande sein würde, den internationalen Handel in ihre Adern zu saugen und zu einem englischen Handel zu machen. Es hat im ganzen 200 Jahre gebauert.

Cromwells Navigationsakte vom 9. Oktober 1651, die von Karl II. im Jahre 1660 bestätigt wurde, war der Anfang und überhaupt die Erfindung dieser Methode. Das Geheimnis der gesamten englischen Handelspolitik liegt in diesem Gesetz.

Dem Augenschein nach wollte es nur eine Abwehrmaßregel und nichts anderes sein, als die Ausübung eines Verfügungsrechtes über die Vorgänge im eigenen Hause: man hatte vor, den englischen Seehandel auf eigene Füße zu stellen. In der vollen Ausdehnung seiner Verzweigungen sollte er (d. h. der Küstenhandel Großbritanniens und Irlands, der Handel mit den britischen Kolonien und der Handel dieser Kolonien untereinander, sowie alle Deckung des englischen Bedarfs aus überseeischen Ländern) für englische Schiffe gesichert und von der nichtenglischen Schiffahrt befreit und unabhängig gemacht werden. Das war die augenscheinliche Absicht der zentralen Bestimmung in diesem Gesetz, wonach nichtenglische Fahrzeuge „bei Strafe der Konfiskation von Schiff und Ladung" bloß selbsterzeugte Waren ihres Heimatlandes nach englischen Häfen einführen durften. Aber durch die insulare Lage Britanniens und durch den Um-

stand, daß sein ausländischer Warenverkehr mit der Kauffahrtei völlig zusammenfällt, wendete sich dieses Gesetz von selber in eine gegen das übrige Europa gerichtete aggressive Tendenz. Es trat ein Zustand ein, daß europäische Produkte nur noch auf englischen Schiffen oder auf Schiffen des Produktionslandes und nichteuropäische Produkte, also die Erzeugnisse der exotischen Kontinente, Asiens, Afrikas und Amerikas, überhaupt nur auf englischen Schiffen nach England gebracht werden konnten. Das heißt: in dem gesamten englischen und durch England vermittelten Warenverkehr war bis auf bestimmte Ausnahmefälle die kontinentaleuropäische Kauffahrtei auf das Trockene gesetzt. Die geographische Trennung vom europäischen Festland wurde in einen handelspolitischen Gegensatz umgeschaffen: der englische Handel, der eben vollkommen Seehandel war, und der Seehandel des kontinentalen Europa traten einander als feindliche Mächte gegenüber. Und das geschah ursprünglich zu einer Zeit, als der Seehandel der europäischen Länder noch ganz und gar das war, was man damals unter Welthandel verstand.

Dieser willkürlich erzeugte wirtschaftliche Gegensatz hätte vielleicht für England schlimm ablaufen können, wenn sich der Kontinent gemeinsam und einig zur Wehr gesetzt haben würde. Aber England durfte gern damit rechnen, daß von einer solchen Einigkeit keine Rede sein mochte. Damals war das europäische Festland vom 30jährigen Kriege erschöpft und vollkommen im Bann des dynastischen Widerstreits zwischen dem französischen Königtume und Habsburg. Man hatte überhaupt nur in Holland die tiefere Absicht der Navigationsakte erkannt, und was diese tiefere Absicht erreichen wollte, gelang. Forthin war für den englischen Zweck der ganze Zwischenhandel des europäischen Festlandes automatisch ausgeschaltet; und gleichzeitig hatte sich in dem Maße, als das englische Kolonialgebiet und der englische Bedarf aus Übersee reichten, d. h. soweit die englische Geltung im überseeischen Verkehr tatsächlich wirksam war und sich mit ihm ausdehnen könnte, für die englische Schiffahrt ein Monopol eingerichtet. Mit diesem zweiten Moment wurde die theoretische

Grundlage geschaffen für eine Monopolstellung der englischen Kauffahrtei im überseeischen Verkehr überhaupt und in seiner künftigen Entwicklung.

Auf der künftigen Entwicklung lag nämlich der Schwerpunkt. Denn damals befand sich der Verkehr der Kontinente untereinander erst noch in seinen Anfängen, und es war gewiß, daß er sich mit der Zeit immer mehr ausbilden würde. Cromwells Idee setzte indessen stillschweigend voraus, daß die englische Beteiligung am Güterwesen dieses Verkehrs energischer und in einem schnelleren Tempo wachsen müßte, als die direkte Beteiligung der festländischen Völker. Es war eine Annahme, welche die entsprechende Mehrsteigerung der tatsächlich geltenden Seeinteressen Britanniens von vornherein als sicher einstellte, seiner kolonialen Besitzungen sowohl, wie seiner überseeischen Einfuhr, damit das theoretische Monopol der englischen Schiffahrt nun auch wirklich zu einem praktischen wurde. Naturgemäß lief die ganze Frage zuletzt auf eine bloße Machtfrage hinaus: ob England fähig sei, seinen direkten und mittelbaren Kolonialbereich mit der nötigen Energie zu entwickeln und sein behauptetes Recht auf den alleinigen Schiffsverkehr in diesem Bereich im Notfalle mit den Waffen zu sichern. Wegen der Navigationsakte wurden zwischen England und Holland Kriege geführt, und in diesen Kriegen entschied die Geschichte am Ende für England. Ein Beispiel dafür, wie im Grunde wirtschaftliche Fragen zuletzt immer durch politische Faktoren beantwortet werden und nicht umgekehrt politische Fragen durch wirtschaftliche Faktoren.

Die Navigationsakte war die im voraus angelegte Form für die handelspolitischen Wirksamkeiten einer künftigen Macht. Diese Macht mußte erst geschaffen werden, damit sie in die Form hineinwuchs und sie vollständig füllte. England schuf sie. Seine Kolonial- und Seegewalt stieg. Nachdem es in den dreißiger Jahren des siebzehnten Jahrhunderts die Portugiesen aus Bengalen vertrieben und damit begonnen hatte, sich in Indien festzusetzen, wurden 1655 Jamaika und 1661 die Goldküste er-

worden; im Jahre 1667 übernahm es die nordamerikanischen Besitzungen Hollands, und um 1770 drang es am Mississippi und im Nordwesten Kanadas vor. Naturgemäß entwickelte sich der englische Gesamtverkehr mit den anderen Kontinenten in einem ähnlichen Grade, und die englische Schiffahrt hatte Schritt zu halten mit dieser Entwicklung, weil sie gesetzlich beauftragt war, ihn aus eigenen Kräften durchführen zu müssen. Je weiter sich im fortgesetzten Verlauf die kolonialen Besitzungen und die Beziehungen Englands zu unbeherrschten exotischen Fremdländern vervielfältigten, desto mehr mußte seine Schiffahrt ihr Tempo beschleunigen: bis sie endlich den anderen Handelsflotten gegenüber einen solchen Vorsprung gewann, daß sie zum hauptsächlichsten Träger des Seewesens wurde. Durch die Heftigkeit ihrer eigenen Entwicklung hat sie einer Entwicklung der nichtenglischen Kauffahrtei gleichsam den Raum abgeschnitten und sie indirekt lahmgelegt. Sie hat durch den wachsenden Druck ihres erst einmal gewonnenen Übergewichts auf dem von ihr belebten Leben der Meere alle übrige Schiffahrt beiseite gedrängt.

Der überseeische Verkehr, der Weltverkehr zwischen den Kontinenten, wurde eigentlich durch England geschaffen. Denn die Navigationsakte behielt trotz mancherlei Modifikationen ihre offizielle Geltung bis 1849, und die Modifikationen durchlöcherten ihre grundsätzlichen Bestimmungen nicht. Beispielsweise hatte das wichtigste Zugeständnis vom Jahre 1815 nichts anderes bedeutet, als daß die Vereinigten Staaten von Nordamerika bloß das Vorrecht bekamen, wie ein europäisches Land behandelt zu werden, d. h. es wurde ihnen erlaubt, eigene Produkte auf eigenen Schiffen nach England einführen zu dürfen. Auch die neue Navigationsakte vom Jahre 1833 hat nichts wesentliches und, wenn man von geringfügigen Ausnahmen absieht, überhaupt nichts an dem tatsächlichen Zustand geändert, daß Erzeugnisse der fremden Erdteile auf keinem kontinentaleuropäischen Schiff und von keinem europäischen Festlandshafen nach England oder den Gebieten des britischen Reiches gebracht werden konnten. Immer mehr aber wurden sie auf englischen Schiffen

und von britischen Häfen nach dem europäischen Festland gebracht. Durch die zugrunde gelegte Einheit des englischen Handels mit der englischen Schiffahrt und die Kontrolle dieser Schiffahrt über den interkontinentalen Verkehr, dessen schwerwiegendste Leistungen aus ihr entstanden, wurde allgemach die überseeische Warenvermittlung dem englischen Geschäft zugeführt und überliefert. Sie glitt durch das Kauffahrteiwesen in dieses hinein. Der Durchfuhrhandel in den Weltbeziehungen gestaltete sich praktisch zu einem Reservatrecht für England, es wurde zum Hauptspediteur in der Welt.

Schon im Keime ihres Bewußtseins hatte die anfänglich bekundete Absicht, den englischen Handel von der nichtenglischen Kauffahrtei zu befreien, mit ihren Rückwirkungen den absichtsvolleren gegenteiligen Zweck in sich getragen: den nichtenglischen Handel von der englischen Schiffahrt abhängig zu machen. Das Ziel war um die Mitte des 19. Jahrhunderts endlich erreicht. Es gab im internationalen Güteraustausch keine selbständigen Handelsprozesse mehr außerhalb der englischen Vermittlung, da die britische Schiffahrt und der englische Handel sich deckten. Nichts geringeres war das letzte Ergebnis jener von Cromwell mit weiter Voraussicht klug angelegten und von der Nation mit zäher und unheimlicher Energie durch zwei Jahrhunderte eingehaltenen Methode als dies, daß die zwischenhändlerischen Umläufe des allgemeinen Warenverkehrs von allen Weltteilen aus über einen Zentralmarkt geleitet und an ihn gebunden wurden: die City von London. Er war gelungen, den englischen Handel wie ein Netz um die Erde zu spannen, das den universalen Prozeß des Wirtschaftslebens der Völker dem Anschein nach trägt.

Die merkantile Macht Englands schien so absolut geworden zu sein, daß sie nun ihre ursprüngliche Rüstung und Form, in der sie herangewachsen war, abstreifte und sich ihrer entledigte, um in vollerer Hemmungslosigkeit ihre Kräfte entfalten zu können. Daraus ergab sich, was man die Idee des Freihandels nennt.

Es ist bezeichnend, daß ungefähr zur selben Zeit, eben um die

Mitte des 19. Jahrhunderts, als die Navigationsakte endgültig beseitigt wurde, auch andere Prohibitivmaßregeln zum Schutze des englischen Handels hinfielen. Bereits 1842 hatte man auf den Vorschlag Peels mit der Abschaffung der Schutzzölle den Anfang gemacht.

Der Grundsatz des Freihandels begann für England praktisch zu werden, weil man für immer eine Identifizierung des englischen Handels mit dem Welthandel oder wenigstens eine feste und unzerreißbare Verbundenheit zwischen beiden vollzogen zu haben glaubte. Innere Störungen, die aus dem allgemeinen Wesen des Handels selbst hervorgehen konnten, schienen nicht mehr zu befürchten zu sein, und deshalb kam es nun darauf an, auch die äußeren Schranken möglichst ganz zu entfernen. Im Grunde war also die Einrichtung des Freihandelssystems nur ein notwendiger Schritt, um mit der allgemeinen Befreiung des Handels von diesen Schranken der bereits durchgesetzten Macht des *englischen* Handels offene Grenzen und vollkommene Wirkungsfreiheit zu verschaffen. Indem England das freihändlerische Prinzip als allgemeingültige Idee des Wirtschaftslebens verkündete, wollte es die anderen Länder zur Nachahmung dieser Idee überreden, damit zu seinem eigenen Vorteil ihre Grenzen verschwanden, was ihm ja auch teilweise und zeitweilig glückte.

Das Freihandelsprinzip ist demnach überhaupt kein „System", sondern nur der Ausdruck eines Methodenwechsels innerhalb des merkantilen Verfahrens. Oder genauer gesagt: es bedeutet die letzte Besiegelung einer Methode und die Bekundung des Sieges durch sie. Statt die Vorbedingung händlerischer Leistungen zu sein, ist es eine Folgeerscheinung und ein Ergebnis merkantiler Gewalt.

Mit der englischen Verwirklichung dieses Prinzips bestätigt sich bloß die geschichtliche Wahrheit, daß England im Handel tatsächlich eine Monopolstellung einnimmt. Zugleich versuchte es damit, für die Funktionalität seiner Wirtschaftsgesinnung nachträglich eine theoretische Rechtfertigung zu erbringen. Denn der Freihandelsgedanke bekennt mit dem ganzen Mut einseitiger

Theorie die ausschlaggebende Geltung des privatwirtschaftlichen Interesses in der merkantilen Gewalt: er führt das Mannigfache und alle Bewegungen des wirtschaftlichen Lebens auf die punktuelle Einheit des privaten Erwerbssinnes zurück, indem er diesen als „freie" Gestaltungskraft einsetzen möchte. In gewissem Sinne ist der Freihandel ebenso gut eine Erscheinungsform des vollendeten Merkantilismus, wie die reine Geldwirtschaft dessen vollendete Erscheinungsform ist. Und wie sich die merkantile Alleinherrschaft Englands in seinem freihändlerischen Gedanken ausdrückt, so gelangte sie ebenfalls zu ihrem geldwirtschaftlichen Ausdruck: mit dem Umstand, daß der Sterlingwechsel in der Praxis des Geldverkehrs als internationaler Kursmaßstab gilt. Gegenüber der verkündigten Befreiung des Handels läßt sich die faktische Bindung seiner inneren Umläufe an die City von London nicht schärfer markieren. Ihre sinnfälligste Erscheinung sowohl, wie überhaupt ihre eigentliche Grundlage hat diese subtile Vereinigung von Beherrschung und Freiheit in der dritten Tatsache, daß die vom britischen Reiche allen Völkern garantierte Sicherheit der Seewege und „Freiheit der Meere" doch auch wieder nur ein Ausdruck für den Absolutismus der englischen Flottenmacht ist.

* * *

Sollte England den Freihandel wieder mit dem Schutzzollwesen vertauschen, so würde das bloß abermals einen Methodenwechsel innerhalb des merkantilen Verfahrens bedeuten. Es wäre eine Rückkehr zum Geist von Cromwells Navigationsakte, zu dem Geist der indirekten Ausschaltung und Lahmlegung der Konkurrenz.

Für die englische Absicht kommt der Gegensatz zwischen Freihandel und Schutzzollsystem nur auf eine Verschiedenheit in der Methode hinaus, sich die Monopolstellung im internationalen Handel zu sichern. Aber da sich im freihändlerischen Prinzip eine vollkommene Gewißheit dieses Monopols ausdrückt und der Sinn der Vorbeugungsmaßnahmen in Cromwells Geist darauf abgezielt hat, es durchzusetzen und erst zu erringen, so läge in dem

Wechsel zugleich das Geständnis, daß die Monopolstellung schwankt. Man macht sich daran, teilweise wieder von vorn anzufangen, weil sie untergraben ist und ihre Sicherheit von neuem zurückgewonnen sein will. Die englische Macht über den Warenverkehr steht nicht mehr fest: wie die Standardbedeutung des Sterlingkurses vom Dollarkurs unternagt und ausgehöhlt wird, so ist gleichfalls die in diesen Kriegszeiten wild gewordene Schifffahrt ein Zeichen dafür, daß die englische Seegewalt nicht mehr mit unangefochtener, gewährender Ruhe die Meere beherrscht.

Einmal mußte das wirtschaftliche Lebensgesetz, wonach alle Werte zuletzt auf der Erzeugung beruhen und die ursprüngliche Arbeit neue Machtverhältnisse schafft, wider die Merkantilherrschaft Englands seine Geltung erheben. Sobald irgendwo die inneren Bedingungen zusammentreffen, springen unberechenbare Produktivkräfte auf, und aus der Selbsttätigkeit dieser Produktion entsteht eine Wirtschaftsmacht, die robuster ist als die Souveränität über die Warenvermittlung. Sie stößt sie um. Die Erschütterung des englischen Handelsmonopols durch die Außenwirkungen der organisch funktionierenden Industrien Deutschlands und Nordamerikas war ebenso unausbleiblich, wie die Bildung dieser wirtschaftlichen Organismen mit ihrer industriellen Produktivität eine Notwendigkeit war. Allerdings eine Notwendigkeit, die England, in dem Gesichtsfelde seiner merkantilen Denkweise befangen, kaum hatte voraussehen können.

Es beachtete die Gefahr erst, als es schon ihre Wirkungen fühlte. Wenn ihm nun die Gefährdung durch den amerikanischen Handel bei weitem nicht so beängstigend erschien, wie die durch den deutschen, so liegt das hauptsächlich mit an der stark entwickelten Kauffahrteischiffahrt Deutschlands. Durch die neue Selbständigkeit dieser nichtenglischen Schiffahrt wurde wieder ein sehr beträchtlicher Teil des überseeischen Warenverkehrs der Kontrolle Englands entzogen, und damit sah es die von ihm hergerichtete Grundlage seines Handelsmonopols in Frage gestellt. Die Kauffahrtei und nicht die innere Produktivität Deutschlands ist es gewesen, was ihm als der wesentliche Eingriff in seine

wirtschaftliche Domäne erschien; und weil der amerikanische Handel es bislang unterließ, sich in einer eigenen Schiffahrt von entsprechender Stärke ein selbständiges Mittel zu schaffen, hatte der englische Wirtschaftsgeist die amerikanische Gefahr überhaupt noch nicht in demselben Grade, wie die deutsche, bemerkt. Es trat natürlich entscheidend hinzu, daß mit dem deutschen Schiffswesen die Entwicklung einer Kriegsflotte verknüpft war, welche die tiefsten Tragkräfte der britannischen Stellung auf den Meeren berührt.

Die englische Absicht einer allbritischen Zollunion ist nur aus ihrem Zusammenhange mit den englischen Absichten der Pariser Wirtschaftskonferenz zu verstehen. Nichts anderes hätte die Zollunion zu bedeuten, als abermals eine Konsolidierung der Alleinherrschaft des englischen Handels innerhalb seines unmittelbarsten Geltungsbereiches; und durch die „ökonomische Entente“, jenes System von Bündnistarifen und vertragsmäßigen Übereinkünften über gegenseitige Vorzugsbehandlung mit den politisch nahestehenden Staaten, würde England den Versuch machen wollen, diesen Geltungsbereich mittelbar auszudehnen und sicherzustellen. Hat doch das Ganze den ausgesprochenen Zweck, den Umlaufsprozeß des internationalen Güteraustauschs in die Friedenszeiten hinaus zu begrenzen und diese Grenzen so weit abzustecken und festzulegen, daß der deutsche und mitteleuropäische Handel ausgeschlossen und isoliert bleibt. Mit dieser Abstellung der mitteleuropäischen Tauschbeziehungen zur „Welt“ meint England, die deutsche Schiffahrt zu treffen, indem es ihr die Verwendungsmöglichkeit raubt[1]), und durch diese Verdrängung des deutschen Kauffahrteiwesens glaubt es den deutschen Handel für immer seiner Selbständigkeit zu entheben.

Es gibt bei uns handelspolitische Kreise, die von der Ausführung des mitteleuropäischen Wirtschaftsgedankens abraten möchten, weil wir damit der englischen Absicht entgegenkommen

---

[1]) Bekanntlich wurden Bestimmungen geplant, wonach deutsche Schiffe in den Häfen der alliierten Länder nicht mehr anlegen dürfen.

und sie gleichsam in unsere Hände nehmen würden, indem wir die Isolierung selber vollziehen.[1]) Diese Bedenklichkeit sieht es

[1]) Die künftige Gestaltung unserer Handelsbeziehungen zu Rußland wäre hierbei der einzige beachtenswerte Punkt. Aber die hohe Bedeutung Rußlands für unseren Absatz an industriellen Erzeugnissen gehört mit in die kontinental-europäische und vorderasiatische Richtung hinein, welche die Entwicklung des deutschen Handels in der jüngsten Vergangenheit nahm (vgl. Kap. II, S. 39/40). Eine endgültige Festlegung unseres wirtschaftlichen Schwerpunktes auf diese Richtung würde also auch im besonderen mit unserem russischen Handelsverkehr in keinem entwicklungsmäßigen Widerspruch stehen. Dagegen hätte Rußlands Teilnahne am englischen Wirtschaftskriege nicht seinen Interessen entsprochen, und nach allem, was an Nachrichten zu uns gelangte, dürften sich dort im alten Regime die mehr oder minder offiziellen Handelskreise darüber klar genug gewesen sein. Bis jetzt waren wir bekanntlich mit einem Teil unseres industriellen Exports auf den Absatz in Rußland und mit der Vervollständigung unserer Nahrungsmitteldeckung auf die russischen Lieferungen verwiesen; und umgekehrt hing Rußland mit seinen Bedürfnissen von der industriellen Einfuhr aus Deutschland und mit der Verwertung seiner Getreideproduktion teilweise vom deutschen Bedarf ab. Sollte es uns jemals gelingen, unsere Nahrungsmittelversorgung von der russischen Zufuhr unabhängig zu machen, so würde das nach dem wirtschaftsorganischen Grundgesetz nur unsere Stellung ihm gegenüber verstärken. Auf der anderen Seite könnte das Gesamtrussentum eine schwere wirtschaftliche Gefahr für uns werden, sofern es sich mit seinen unermeßlichen Bodenschätzen zu industrieller Selbständigkeit aufrafft, während wir selbst noch zur Deckung unseres Ernährungsbedarfs auf seine Erzeugnisse mit angewiesen bleiben. Es leuchtet ein, daß die Bildung des mitteleuropäisch-türkischen Wirtschaftsbündnisses die beste Vorbeugungsmaßregel wäre, um unsere Selbsternährung und eine gewisse Ertragsfähigkeit unserer Industrie in elastischer Weise sicherzustellen. Aber es darf ebenso als ausgeschlossen gelten, daß die Fortsetzung der Beziehungen zur englischen Wirtschaftspolitik für Großrussen und Ukrainer ein irgendwie geeigneter Weg sei, um zur industriellen Verselbständigung zu gelangen. Die Art und Weise, wie Rußland gezwungen worden war, für das von den Engländern und Amerikanern geborgte Kapital mit seinen „schlafenden Reichtümern" Sicherheit zu leisten, läßt die voraussichtliche Zukunft seiner Volkswirtschaft innerhalb jener Beziehungen erkennen. Es hat die Schätze seiner Erde in einem so direkten Sinne verpfänden müssen, daß es sich zum Teil im voraus seines Eigentumsrechtes entäußerte und sie nicht bloß belieh. Es hat Konzessionen und Fundorte für die wertvollsten Mineralvorkom-

nicht ein, wie sehr die Voraussetzungen im Plan der ökonomischen Entente auf einem Irrtum beruhen. Denn diese Voraussetzungen gehen von dem Vorurteil der merkantilen Denkweise aus, daß Volkswirtschaften, die man vom Außenhandel abschneidet und einschließt, hinsterben müßten. Die Engländer begehen den Fehler, unsere Lage nach ihren eigenen Verhältnissen zu beurteilen: in ihrem Wahn, der deutschen Arbeit das Leben zu nehmen, indem sie durch die Vernichtung von Schiffahrt und Handel der Industrietätigkeit unseres Landes Absatz und Zufuhr und damit die Existenzbedingungen entziehen, übersehen sie es, daß die sich selbst erzeugende Schaffenskraft der deutschen Industrie erst Handel und Schiffahrt hervorgebracht hat und daß dies innerlich notwendige Vorgänge waren und wieder sein werden, vor denen jeder Versuch einer Beeinflussung von außen versagt. Sie vermögen es nicht zu begreifen, daß unser Wirtschaftsleben und das ihre sich auf einer ganz verschiedenen Basis der Kräfte bewegen; und es liegt auf der Hand, daß wir nichts verkehrteres tun könnten, als uns mit unserer Auffassung des Konflikts auf die englische Basis zu stellen. Wir würden damit uns selbst nicht erkennen und die eigentlichen Wurzeln unserer wirtschaftlichen Mächte ausrotten.

Dieses weltwirtschaftliche Ringen ist nicht bloß ein Konkurrenzkampf zwischen dem deutschen und englischen Handel, sondern in seinen Kräften wirkt überhaupt der ursprüngliche Widerstreit zwischen den beiden gegensätzlichen Wirtschaftstendenzen. Es ist ein Ringen zwischen dem Merkantilismus und dem wirtschafts-

---

men in Sibirien, am Ural, im Altaigebiet und am Amur verkauft, so daß also die Ausbeute seiner schlafenden Reichtümer fremden Unternehmungen anheimfallen soll. Auch ein jedes irgendwie erneuerte Russentum würde die Grundlagen und inneren Bedingungen seiner künftigen wirtschaftlichen Selbständigkeit verraten und sich damit abfinden müssen, die Rolle eines Kolonialgebietes zu spielen, wenn es in seiner Freundschaft mit den angelsächsischen Geldkräften fortfahren wollte. Es ist nicht anzunehmen, daß es sich in dieser wirtschaftlichen Entmündigung wohlfühlen und den Wunsch haben wird, sie für die Dauer zu statuieren.

organischen Leben, und für uns kommt es ganz darauf an, daß wir diesen Gegensatz als solchen verstehen. Dann muß es sich allein darum handeln, unsere wirtschaftsorganische Position zu stärken und zu vertiefen, sie auszubreiten und zu entfalten, damit wir uns zu einer produktiven Wirtschaftseinheit auswachsen, die unabhängig und machtvoll genug wäre, um sich den Weltmarkt unterwerfen zu können. Hierzu gibt es keinen anderen Weg, als die Schöpfung der mitteleuropäisch-balkanisch-türkischen Wirtschaftsgemeinschaft.

* * *

Wahrscheinlich würde der allbritische Hochschutzzoll für England selbst verhängnisvoller sein als für uns. Das Verhängnis liegt in dem Worte „allbritisch". Denn dieses Imperium ist nicht nur der Kolonialstaat eines europäischen Volkes nach dem gewohnten System, sondern zugleich etwas Neues, was sich daraus ergab: das „Empire". Beim Empire liegt der Klang weniger auf dem historischen kolonialpolitischen Imperialismus, mit dem England sein Besitztum erwarb und noch heute die Kronkolonien beherrscht; es betont insbesondere das nun einmal gewordene, sich immer mehr herausbildende und frei ausladende Weltmachtgebilde, wie es daneben die Gegenwart zeigt: ein allbritisches Reich, das aus den britischen Inseln und einer Reihe angelsächsischer Länder außerhalb Europas besteht. Das heißt: es stellt ein nicht mehr bloß europäisches und überseeisch gewordenes Angelsachsentum dar.

Dieses angelsächsische oder „allbritische" Gemeinschaftsgefühl im englischen Reichsbürgertum und die zollpolitische Bindung nach außen üben aufeinander eine gespannte Anziehungskraft aus. Der Gedanke zollpolitischer Verbundenheit würde dieses Gefühl noch mehr herausholen und ihm zugleich eine neue selbständige Form geben: er verschafft ihm das Bewußtsein wirtschaftlicher Bedeutung und hebt die Antriebe dieses Bewußtseins unversehens auf eine wirtschaftsorganische Fläche. Denn in demselben Grade, wie jener Gedanke das Empfinden der

Zueinandergehörigkeit stärkt, muß er auch in den einzelnen Gliedern das Selbstgefühl stärken: er erzeugt das Gefühl einer gegenseitigen Haftung. Und durch dieses zuerst staatsbürgerlich gewesene, nun aber in einem neuen Sinne organisch gewordene und auf sich selber gestellte Gemeinschaftsbewußtsein wieder hindurchgehend, könnte die zollpolitische Bindung gleichsam gegen ihre anfängliche Absicht umgestimmt werden, so daß sie sich — da sie das Reich dem Außen gegenüber als wirtschaftliche Ganzheit erfaßt — in die Umschöpfung zu einer produktiven Einheit voll innerlich entbundener Kräfte verwandelt. Vielleicht ist schon der eigentliche Erfinder des britischen Hochschutzzollsystems, Joe Chamberlain vom Jahre 1903, mehr angelsächsisch bewußter Brite, als Europäer und Nationalengländer gewesen. Der Mann aber, der heute am leidenschaftlichsten diesen Gedanken vertritt, ist ein Übersee-Angelsachse, der australische Ministerpräsident Hughes. Das bleibt zu beachten.

England verwendet das allbritische Motiv im Schutzzollwesen gerade als Mittel, um die britischen Überseevölker seiner eigenen Auffassung näherzubringen und sie politisch enger an sich zu fesseln. Es versucht gewissermaßen, ihnen seine kolonialimperialistische Herrschaftsstellung verführerisch zu machen, indem es ihr in der Idee die kolonialen Begründungen nimmt. Es ruft auf der einen Seite diese Idee eines „allbritischen" Reiches zu Hilfe, damit der Schutzzoll sich in der englischen Absicht leichter einführen läßt; und auf der anderen Seite würde es, wenn das Schutzzollsystem eingerichtet sein sollte, die in ihm vorhandenen und bei den Dominions ohne Frage lebendigen politischen Entwicklungsansätze verbiegen und dazu benutzen, daß wieder das spezifisch englische Interesse an der Reichseinheit des Gesamtbritentums, d. i. Englands angelsächsische Vormacht, straffer gespannt werden kann.

Aber durch diese Verkoppelung des Schutzzollsystems mit der Idee eines nicht mehr kolonialimperialistisch, sondern angelsächsisch orientierten Reichsgedankens begibt sich das europäische

England leichtsinnig an den Rand eines Abgrunds. Es spielt mit der Gefahr. Denn praktisch kommt es darauf hinaus, daß ein alter Nutznießerstaat, der seine Herrschaft einer gewandten Distanzierung verdankt, sich selbst und sein Glück nun auf einmal den sittlichen Kräften des genossenschaftlichen Prinzips anvertraut: das herbeigerufene Programm allbritischer Reichsgemeinschaft, die zollpolitisch bewirkt werden soll, beschwört geradezu das Bild einer wirtschaftsorganischen Einheit. Und dieses Bild wird zum wachsenden Ziel. Es drängt den Siedelungsländern nun erst recht die entwicklungsethische Notwendigkeit zur wirtschaftlichen Verselbständigung auf, so daß sich jener Umschöpfungsprozeß mit der Naturgewalt des Lebensgesetzes durchsetzen müßte.

Wider seinen Willen sähe sich das englische Mutterland alsdann in die Lage gezwungen, eine nebengeordnete Wirtschaftsprovinz neben den anderen Wirtschaftsprovinzen des Reiches zu sein; und durch diese Umgestaltung seiner Funktion würde sich ihm mit der Macht der Entwicklung das kolonialwirtschaftliche Sondervorrecht auf den Nießbrauch von selber entwinden.

Es könnte nur noch seine Bedeutung als Finanzplatz und als zentraler Durchgangspunkt innerhalb eines überwiegend angelsächsisch gearteten Wirtschaftskörpers behaupten. Aber diese geldwirtschaftliche Überlegenheit und Fortsetzung seiner merkantilen Betätigungsweise würde einmal von der produktionswirtschaftlichen Stärke der Siedelungsländer abgelöst werden. Denn dort und vor allem in Kanada und Australien müßten sich durch die selbsttätige Ausbeute und Verlebendigung der reichen, noch unangegriffenen Bodenschätze wirtschaftliche Gemeinwesen mit industriellen Leistungen von einer solchen Festigkeit der organischen Innenhaltung entwickeln, daß sie die Kraft des englischen Mutterlandes mit Macht überbieten. Allein Kanada ist ungefähr ebenso reich an Bodenschätzen wie die Union, wobei natürlich tropische und subtropische Erzeugnisse außer Betracht bleiben, und man stelle sich die Entfaltungsmöglichkeiten der australischen Landwirtschaft und des australischen Bergbaues vor.

Es fehlt nur an Menschen. Aber die Menschen kommen von selber, sobald erst das Arbeitsleben eines zukunftsschwangeren Landes wirklich in innere Bewegung gerät, und Kapital fließt von überall dorthin, wo produktiv gearbeitet wird. Geld und Menschen kamen auch von selber nach der Union. Die Bevölkerung der Vereinigten Staaten ist seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts um mehr als 100 Millionen gewachsen, von 4 Millionen auf 107 Millionen[1]). Wie die eingewanderten Menschen, so verwandelt sich auch das fremde Kapital in eigene Kräfte des Landes. Seine eigentliche Funktion erschöpft sich darin, die Arbeit hervorzurufen, welche die toten Rohstoffe in lebendige reale Werte umsetzt, und mit einer fortschreitenden Entstehung solcher neuen Werte lassen sich nach und nach die Schuldenlasten vertilgen. Gleichwie die Abhängigkeit nordamerikanischer Unternehmungen vom europäischen Kapital schon lange nicht mehr sachlich begründet und notwendig war und sich in jüngster Zeit mit schlanker Leichtigkeit abstoßen ließ, so würde es auch den britischen Siedelungsländern dereinst gelingen, sich geldwirtschaftlich selbst einzurichten und die Stellung Englands als Kapitalgeber überflüssig zu machen. Damit hätten sie sich von der englischen Finanzoberhoheit befreit, auf der allein der wirtschaftliche Vorrang des Mutterlandes ihnen gegenüber beruht.

Gewiß, es könnte längere Zeit dauern, bis dieses geschehe; doch es würde geschehen. Dann wäre England, der einstige Welthandels- und koloniale Herrschaftsstaat, nur noch ein Spezialgebiet für besondere Industrien in der gesamtbritischen Wirtschaftsgemeinschaft. Dann würde sich bloß im Wirtschaftsleben ein Vorgang vollziehen, der in einer späteren Zukunft, die wir

[1]) Nach zuverlässigen Zählungen, die den letzten mitteleuropäischen Zählungen von 1910 auch zeitlich entsprechen dürften. — Dabei ist immerhin nicht zu vergessen, daß die nordamerikanische Union im Jahre 1800 erst aus den 13 alten Staaten der Unabhängigkeitserklärung und den im vorhergehenden Jahrzehnt aufgenommenen oder deklarierten neuen Staaten Vermont, Kentucky (früher zu Virginia gehörig) und Tennessee (früher zu Nordkarolina gehörig) bestand.

uns vorstellen können, auch einmal zum politischen Ereignis zu werden vermag.

Dieser politische Vorgang wäre schon eine Tatsache oder wenigstens der früheste Abschnitt eines ungeheuren Ereignisses, sobald im Bewußtsein der „Reichseinheit" das alte und rein englische Prinzip, das sie schuf, von der allbritischen Idee erst vollends überwältigt sein sollte. Denn das hätte zu bedeuten, daß die innere Struktur dieses Reiches sich umschaltet im Grundgedanken staatsrechtlichen Daseins: mit seinem Hauptcharakter hört es auf, das kolonialpolitische Imperium eines europäischen Herrschaftsstaates zu sein, und wird zu einem Bundesstaate angelsächsischer, auf verschiedenen Kontinenten gelegener Volksteile und Länder. Diese bundesstaatliche Organisation entspräche der Genossenschaftsorganisation in der Wirtschaftlichkeit. Es ist nicht zu überhören, wie offen bereits die neuerdings einberufenen „Reichskonferenzen" die Tendenz zu einer solchen Entwicklung aussprechen. Wurde doch von ursprünglich außereuropäischer Seite der Vorschlag eines Parlamentes für das Gesamtreich, das neben und über den beiden uralten englischen Häusern und den Landesparlamenten der neuen Kontinente stehen soll, wie unser Reichstag neben und über den Landtagen, und eines gleichsam überenglischen Reichsministeriums gemacht. Und die Einführung eines sogenannten Reichskriegskabinetts ist tatsächlich durchgesetzt worden.

Freilich darf es immer noch als Selbstverständlichkeit gelten, daß einstweilen niemand wagen würde, in der Form an die hergebrachte und durch ihre Tradition geweihte Vormachtstellung des alten Mutterlandes zu rühren. Diese Vormachtstellung hat zur Zeit im Quantitätsverhältnis der Kräfte auch immer noch einen sachlichen Grund. Aber das Quantitätsverhältnis wird sich verändern, und der Zauber von bloßen Überlieferungen stirbt ab. Er erscheint fast verächtlich, sobald er sich mit dem eigenen Lebensinteresse nicht mehr verträgt. Schon heute können wir uns eine künftige Zeit denken, wo einfach durch die größere Masse, die dann Wirklichkeit ist, sich ein Übergewicht in den Siede-

lungsländern der neuen Kontinente herausbilden wird, so daß der Schwerpunkt der Reichsmacht und des angelsächsischen Allbritentums ganz von selber ins Schieben gerät, um zu ihnen zu rücken. Zuletzt würde diese Verschiebung das englische Mutterland aus der europäischen Völkergruppe mit fortnehmen. Sie ließe es dort nur noch als vorgeschobenen Posten eines außereuropäischen Reiches zurück, das es selber einstmals beherrschte.

VI

Wirtschaftsorganische Macht

Überhaupt hängt die moderne Idee großer und selbständiger Wirtschaftskomplexe mittelbar mit dem neuen Imperialismus einer kommenden Geschichtsperiode zusammen.

Die kommende Geschichtsperiode bedeutet, daß die bisherige Verknotung der sogenannten „Weltgeschichte“ in dem politischen Geschehen Europas sich aufzulösen beginnt. Den Anfang dieser Verknotung rief, äußerlich betrachtet, das Zeitalter der Entdeckungsfahrten hervor; doch ihr innerer Ursprung und ihr folgerechter Vollzug liegen im kolonialpolitischen Überseeimperialismus der europäischen Staaten, der mit den Entdeckungsfahrten entstand. Einem unbefangenen Urteil sollte es einleuchtend sein, daß dieser Kolonialimperialismus für die anderen Kontinente und ihre Kulturen nichts anderes mehr, als eine Fremdherrschaft ist und im Grunde nie etwas anderes war. Dessen wurden sie sich allmählich bewußt. Und darum stellen sie sich dagegen zurecht. Denn gerade die Ausdehnung der Wechselbeziehungen über den ganzen Erdball hinweg, welche die Kolonialpolitik durchführte, hat im letzten Ergebnis doch nur die große Geschichtstatsache offen gelegt oder zur Geltung gebracht, daß die Kultur Europas keineswegs gleichbedeutend mit der Weltkultur ist und daß sie sogar durch ihre Siedelungen neue selbständige Volks- und Kulturkomplexe außerhalb Europas erzeugte. Die weiße Rasse deckt sich nicht mehr mit der Gesamtheit der europäischen Völker.

Man sollte sich darüber nicht täuschen: eine „Einheit der weißen Rasse“ im Sinne von Kulturgemeinschaft gibt es heute nicht mehr. Die weißen Völker der Neuen Welt, angelsächsischen oder sei es

auch lateinischen Stammes, empfinden ihre Kultur nicht mehr als europäisch, sondern als etwas Eigenes, weil Europa ihnen ein fremder Kontinent ist. Freilich bilden wir uns immer noch ein, daß die anfängliche Gemeinschaft weiterbestünde und wir in ihr eine gewohnheitsmäßige Überlegenheit hätten. Wir haben uns an den Glauben gewöhnt, die weißen Überseevölker seien eigentlich gar nicht imstande, reine Kulturwerte selbständig schaffen zu können, und stets darauf angewiesen, sie aus Europa zu borgen. Dann setzen wir die dünkelhafte Bemerkung daneben, daß sie diese europäischen Werte noch dazu in einem nur äußerlichen Sinne erfassen oder verbrauchen. Allerdings, sie verstehen sie einfach nicht mehr, da ihnen das innere Organ dafür fehlt. Denn weil sie seit Jahrhunderten auf anderen Erdteilen leben als wir, deshalb ist ihnen eine andere seelische Haltung gewachsen, aus der sich auch andere Kulturgefühle ergeben. Und soweit sie raumgeschichtlich zusammengehören, müssen diese Kulturgefühle ihnen untereinander wieder gemeinschaftsbildend und überhaupt etwas Gemeinsames sein, das sie vom Europäertum trennt. Wir selber können nicht wissen, ob daraus schon die Erschaffung neuer und eigener, selbständiger Kulturwerte, sittlicher oder gestalteter, oder etwa wenigstens der erste Beginn zu solchen entstand. Denn, falls es eingetreten sein sollte, hätten wir es nur nicht bemerkt. Wir können es kaum bemerken, weil wir diese fremden kulturellen Kräfte wahrscheinlich gar nicht verstehen würden. Und wir verstehen sie nicht, weil auch uns das innere Organ dafür fehlt. Es ist durchaus nicht gesagt, daß der Idealismus Wilsons überall verlogen sein muß. Aber er erhellt uns an einem Beispiel den tiefen Wesensunterschied zwischen den nordamerikanischen Grundbegriffen von Sittlichkeit und unseren eigenen. Die Fortpflanzung der weißen Rasse, die den ganzen Erdball sich aneignen wollte, wurde von der scheidenden Macht dieser Erde nicht nur im Da- und Dortsein, sondern in ihren seelischen Bestandteilen auseinandergesprengt; und nach den Naturgesetzen der anthropologischen Geographie bilden die Kontinente, durch ihre Zusammenhänge und ihre Grenzen, wieder Kulturkreise ab.

Der berühmte Eintritt von Nordamerika und Japan in die Weltpolitik war nur ein Vorzeichen dieser Entwicklung. Immer mehr werden das Bewußtsein des Amerikanismus, das kultur- und rassenhaft gehaltene angelsächsische Gemeinschaftsgefühl und der asiatische Geist des fernen Ostens zu gewaltigen Faktoren, die eigenmächtig und jenseits der europäischen Seelenlage die Weltgeschichte bestimmen. Es ist ein Aufruhr der Erde wider die Identifizierung von Europa und Weltpolitik und gegen die Einerleiheit einer allgemeinen Internationalität europäischen Ursprungs mit den sogenannten „Interessen der Menschheit". Das bedeutet einerseits ohne Frage eine organische Gliederung der Weltgeschichte und überhaupt erst ihre volle Entwicklung. Aber andererseits bedeutet es für die Völker des europäischen Kontinents eine Zersetzung ihrer alten Weltmacht und der Voraussetzungen ihrer überlieferten Kolonialpolitik und sogar — im letzten — einen Angriff auf ihre eigentümliche Kraft.

Durch diesen unaufhaltsamen Verselbständigungsprozeß auf dem Erdball erscheint das rein überseeisch und interkontinental ausgeführte, das um seiner selbst willen betriebene Kolonialwesen als System eines europäischen Imperialismus für die Zukunft entwurzelt. Es käme vielmehr für die Völker des europäischen Kontinents zunächst darauf an, daß sie das Eigentümliche ihrer Kräfte gegenüber der Welt aufrechterhalten und retten, um es aufs neue durchsetzen zu können. Dazu müßte es ihnen gelingen, sich innerlich in ein Lebensstadium hineinzuversetzen, das weder national verhaftet, noch allgemein international und menschheitlich ist, d. h. das eben nichts anderes ist, als eine vollkommene Bewußtheit ihres Europäertums selbst. Eine solche bewußt europäische Lebensgewißheit würde für sie untereinander zu einem gemeinschaftlichen politischen Wertmaße werden: sie würde sie irgendwann einmal — doch einmal bestimmt! — nach innen verbinden und auf jeden Fall nach außen hin absondern; schon diese Absonderung gegenüber dem Außen müßte sie innerlich nähern, weil sie ihnen das Gefühl verschafft, gleichgerichtete Interessen zu haben und aufeinander angewiesen zu sein. Nur

dadurch können die Völker des europäischen Kontinents sich ihre Bedeutung als ausschlaggebender weltmächtiger Faktor bewahren. Und nur dann vermag ihre erneuerte Weltgeltung sich weiterhin oder wieder in kolonialpolitischen Formen zu äußern, wenn sie diese Kolonialpolitik unter ganz bestimmte europäische Gesichtspunkte stellen. Mit kurzen Worten: das Kolonialwesen ist nicht mehr fähig, die imperialistische Entwicklung zu tragen, sondern es hätte selbst auf der Basis eines neuen Imperialismusgedankens zu stehen.

Der neue Imperialismus, das ist: die organisch gewordenen, von Natur und Geschichte gegliederten Lebenskomplexe wollen sich zu Machteinheiten gestalten. Sie wollen im politischen Sinne „sich selber genügen". Nur eine Unterströmung davon und sozusagen eine materiellere Erscheinungsweise ist die Tendenz zur Abformung wirtschaftlicher Weltmachteinheiten. Für beides, für den kommenden Wirtschaftsgeist und den neuen Imperialismus, gibt das allbritische Hochschutzzollsystem ein typisches Beispiel: durch die Stoßkraft seiner allgemein angelsächsischen und nicht bloß englischen Bewegungen wendet es sich von selbst um in jene wirtschaftliche Tendenz; und gerade hierdurch bringt es zum Ausdruck, wie stark im britischen Reiche die Anlage ist, die Machteinheit einer weißen und vom echten Europäertum abgetrennten Völkergruppe zu sein.

* * *

Wie künftig die Erdteile sich mit ihren Eigenkulturen politisch auf sich selber besinnen, um ihre Kraft aus der Verflechtung in die „Weltinteressen" zu lösen, selbständig zu machen und zu vertiefen, so wendet sich zusehends ein neues Wirtschaftsgefühl von dem überlieferten Universalismus der merkantilen Denkweise ab. Es ist allenthalben bekannt, daß die großen Weltreiche, soweit solche heute vorhanden sind, seit mehreren Jahren in ihrem Handelsverkehr gewisse Neigungen zeigten, ihr Wirtschaftsgebiet abzuschließen und gegen fremde Wareneinfuhren zu sperren. Daneben hat neuerdings der Handelspolitiker Arthur Dix wieder-

holt darauf aufmerksam gemacht, wie sich innerhalb des Weltmarktes und aus ihm schon deutlich drei abgeteilte Märktegruppen herausheben lassen: der amerikanische, der ostasiatische und der europäische Markt, die in immer schärferen Linien die produktiven Kräfte und den Bedarf anziehen und sammeln und durch diese Sammlung von Produktion und Bedarf eine Entwicklungsrichtung zu neuen Gebilden erzeugen.

Das kommende Wirtschaftsgefühl besinnt sich ebenfalls auf den Ursprung des ökonomischen Lebens. Es will seine moderne Fülle in großen organischen Wirtschaftskörpern ausdrücken, die einheitliche Komplexe sein möchten. Für die geographische Zusammensetzung dieser Komplexe wird das Moment der gegebenen Bedingungen und der natürlichen Kohäsion wirksam sein. Sie werden etwas anderes sein wollen, als die verteilten Gruppen räumlich fremder und nur in äußerliche Beziehungen zueinander versetzter Landstriche und Länder, wie sie die koloniale Wirtschaftsweise mehr oder weniger zufällig hergestellt hatte. An Stelle des Umweges über einen Verkehr mit sehr weit entfernten und abhängig gemachten kolonialen Gebieten, mit denen die Verbindung nie sicher ist und nur durch einen unverhältnismäßig starken Kraftaufwand garantiert werden kann, tritt in der Rohstoffbeschaffung eine wirkliche Eigenerstehung, soweit der natürliche Bereich sich erstreckt oder vergrößert zu werden vermag. Im Zusammenhange des Raumes und in seinen natürlichen Gliederungen äußert sich gleichsam der organische Charakter der inneren Wirtschaftsfunktionen; und die naturgemäße Sicherheit der Verfügungsmacht über den zusammenhängenden Boden gewährleistet diesem wirtschaftsorganischen Leben erst die Unverletzbarkeit seiner Spontaneität.

Die kommende Zeitstimmung findet augenblicklich nur im Vorhandensein der nordamerikanischen Union eine reine Bildung für ihre keimenden Wünsche und eine Gegebenheit vor. In den wirtschaftlichen Motiven der chinesischen Politik Japans wirkt sie gleichfalls voraus; schon heute wird diese Politik von ihren dereinstigen Forderungen bestimmt. Und wie der Gedanke der

britischen Zollunion mit seiner außerenglischen Bedeutung hierher gehört, so ist auch der mitteleuropäische Gedanke ganz aus dieser künftigen Zeitlage heraus zu verstehen. Überall sucht das kommende Wirtschaftsgefühl nach seinem erfüllenden Ausdruck; und bei uns hat der Instinkt diesen Ausdruck im Plan der mitteleuropäisch-balkanisch-vorderasiatischen Gemeinschaft gefunden. In seiner vollen Ausführung wäre dieser Plan eine fast ebenso vollendete Formung des neuen Wirtschaftsbewußtseins, wie der materielle Zustand der Vereinigten Staaten. Sein räumlicher Komplex ist voll innerer Bewegungskräfte, die sich organisch gestalten; und die deutschen Programmschriften[1]) haben es stolz und eingehend geschildert, ohne dessen innezuwerden, daß es sich dabei um einen ganzen Umschwung unseres wirtschaftsimperialistischen Raumgefühls handelt:

Dieser räumliche Komplex umgreift ein Gebiet vom persischen Golf bis zur Nordsee, mit Zugängen zum Indischen Ozean und zum Atlantik und mit einer breiten Position am Mittelländischen Meer. Der Verkehrsangelpunkt in der Lage Konstantinopels ist wie ein Knoten, in dem sich die gemäßigte und die subtropische Zone miteinander verknüpfen. Durch eine kühne Bahnanlage

[1]) Es sei bei der Gelegenheit darauf hingewiesen, daß dieses größere und erweiterte Programm eines „mitteleuropäischen" Gedankens, wenigstens im wesentlichen und soweit es unsere Politik gegenüber dem europäischen Osten Rußlands zu bestimmen hätte, bereits ein Jahrzehnt vor dem Kriege von Carl Jentsch, dem Erneuerer Friedrich Lists (vgl. S. 49 Anm.), in seiner Schrift „Die Zukunft des deutschen Volkes" (1905) entwickelt worden ist. Diese Schrift ist 1915, mit einem aktuellen Kapitel versehen, bei Emil Felber in Berlin in einer Neuauflage erschienen. Man will jetzt die „Geschichte" des mitteleuropäischen Gedankens bis auf Leibniz zurückführen und eine theoretisch lückenlose Entwicklungslinie von List über Constantin Frantz und Lagarde bis auf Naumann feststellen. Das ist gewiß richtig. Aber man sollte darüber eben nicht übersehen, daß Jentsch als selbständiger politischer Denker in dieser Entwicklungslinie eine eigene Stellung einnimmt, deren Wurzeln unmittelbar von List, dem wesentlichsten Schöpfer, ausgehen. Dagegen die politische Wirksamkeit von Constantin Frantz dürfte mit größerer Vorsicht zu beurteilen sein.

wird die subtropische Zone erschlossen, und im Innern von Mittel- und Süd-Osteuropa läßt sich mit dem Ausbau der Binnenwasserstraßen eine direkte Schiffahrtsverbindung zwischen Bayern und der Donaumündung und zwischen Bulgarien und der Nord- und Ostsee herstellen: der vom Laufe der Donau gleichsam prophezeite Schiffahrtsweg von den nördlichen Meeren zum Pontus Euxinus, der sich, unantastbar gegen jeden Eingriff von außen, wie durch die Eingeweide des ganzen Wirtschaftskörpers hinzieht.

Auch das heraufbeschworene Wirtschaftsreich des überseeischen Allbritentums könnte in seiner Zusammensetzung immer noch einen unbewußten geographischen Willen entdecken und vielleicht versuchen, ihn zu befolgen. Mit seinen künftigen Hauptteilen lagert es sich um das Becken des Stillen Ozeans herum. Aber damit hätte es seinen Zusammenhalt nicht unmittelbar im räumlichen Konnex, sondern er läge im Wasser; und diese Umlagerung würde nicht einmal vollständig sein. Von Ostasien und vom mittleren und südlichen Amerika her können Widerstände oder Eingriffe hinein in das Innere drücken. Der Situation des britisch-angelsächsischen Reichswesens haften für alle Zeiten die Spuren des Kolonialsystems an, es müßte sich immer wieder von neuem mit seiner kolonialpolitischen Herkunft abfinden.

Das mitteleuropäisch-türkische Wirtschaftsbündnis dagegen wäre ein vollkommen neues Gebilde und von den Kolonialreichen grundsätzlich verschieden. Es würde äußerlich und in seinem innersten Wesen ganz etwas anderes sein. Mit den Verhältnissen eines Kolonialreiches läßt es sich im Grunde überhaupt nicht vergleichen.

* * *

Nie und nimmer kann man daher an den gewaltigen Quantitäten des einen den Wert des anderen abmessen und widerlegen. Nicht auf Zahlen, sondern auf die Qualität kommt es an: auf das innere Verhältnis, ob und wie es die Zahlen vermögen, organisch ineinanderzugreifen.

Der elementarste „Rohstoff“ bleibt letzten Endes immer die Arbeitskraft selber, die Bevölkerung, der Mensch. Und darum hat es noch nichts zu bedeuten und beweist gar nichts, wenn die gesamte Bevölkerung des britischen Imperiums, so wie es zur Zeit existiert, auf die phantastische Ziffer von 440 Millionen ansteigt, während die Länder des mitteleuropäischen Blocks nicht über 120 und nach der Zählung von 1910 nur gerade 116 Millionen Seelen (65 im Deutschen Reich ohne Kolonien und 51 in Österreich-Ungarn) aufbringen würden. Aus was für Menschen die Bevölkerung besteht und wie sich ihre Massen zueinander verhalten, ist erst die Frage.

Die Bevölkerung des britischen Imperiums wird, wie in allen Kolonialreichen, von Grund aus gespalten durch den Gegensatz zwischen Eingeborenen und Weißen. Nach der Zählung von 1910 setzte sich die nachweisbare Gesamtmenge von rund 420 Millionen aus 60 Millionen Angelsachsen und 360 Millionen Eingeborenen zusammen. Noch heute lebt der Grundstock von 46 Millionen Angelsachsen auf den britischen Inseln, wovon jedoch wieder die 4 bis 5 Millionen Einwohner Irlands wesentlich problematisch und besonders zu rechnen sind. Etwa 8 Millionen mögen in Kanada sein, ungefähr 5 in Australien mit den neuseeländischen Inseln, und der Rest verteilt sich auf die eigentlichen Kolonien und Kapland. Denn in der Hauptsache ist die weiße Bevölkerung Südafrikas bekanntlich holländischer Herkunft. Unter den Gruppen der Eingeborenen aber, bei denen selbstverständlich alle Negerstämme mitzählen, tritt die indische Bevölkerungsmenge mit 315 Millionen sehr deutlich als kompakte Masse von eigengearteter Lebenshaltung hervor. Der Menschenreichtum des britischen Imperiums zeigt eine von überallher zusammengetragene Vielfältigkeit, deren Wesensdifferenzen sich für jeden Anblick und mit ihren stärkeren Linien immer wieder in einem klaffenden Dualismus ausdrücken.

Ein solcher Unterschied zwischen Eingeborenen und Weißen besteht in dem geplanten mitteleuropäischen Wirtschaftsbund nicht, und er würde sich auch bei einer Ausdehnung dieses Bünd-

nisses bis auf Vorderasien nie in derselben charakteristischen Weise herausbilden können. Allerdings läßt sich eine gewisse Verschiedenheit in der Geltung von Regierungsvölkern auf der einen und der sogenannten Zwischenvölker auf der anderen Seite nicht ganz überwinden. Aber diese verschiedene Geltung ist durch die natürliche Entwicklung geworden und heute in gegebenen Tatsächlichkeiten begründet; rein ziffernmäßig gibt es hier ein bestimmendes Übergewicht der geistig hochstehenden und innerlich organisierten Nationen.

In seiner vollständigen Ausführung, soweit sie gegenwärtig möglich erscheint, würde der Wirtschaftsbund, vorsichtig gerechnet, eine Gesamtbevölkerung von weit über 170 Millionen Menschen umfassen. Das bedeutet mindestens ebensoviel, wie die Volkszahl in dem noch unversehrten Imperium Rußlands aus der Zeit vor dem Kriege. Innerhalb dieser Totalziffer ergeben die Deutschen mit den belgischen Völkern, die Magyaren, Polen und Tschechen, die Bulgaren und eigentlichen Türken zusammen eine gebietende Mehrheit von allerwenigstens 130 Millionen. Dieser Majorität der kulturell leitenden Völker im allgemeinen entspricht eine zahlenmäßige Überlegenheit der Deutschen in den Ländern des mitteleuropäischen Blocks. Von den 116 Millionen der Bevölkerung des ursprünglichen Blockgebietes, nach der Zählung von 1910, fielen auf die Deutschen 72 Millionen. Davon waren rund 60 Millionen Reichsdeutsche und 12 Millionen Deutsche in Österreich-Ungarn, zu denen noch die 10 Millionen Magyaren als Regierungsvolk treten. Auch im russischen Reich war bekanntlich der Völkerbestand keineswegs national ausgeglichen und fest; die eigentlichen Großrussen zählen höchstens 72 Millionen, neben denen beispielsweise 30 Millionen Ukrainer und 8 Millionen Weißrussen standen. Ein innerer Vergleich mit der sozialen Organisation des zarischen Rußland darf diese Anführung um Gottes willen nicht sein, sondern sie soll nur die Größenverhältnisse veranschaulichen helfen. Sie macht als rein zahlenmäßiger Vergleich, cum grano salis, in den potenziellen Kräften den Gegensatz zum britischen Kolonialreich recht plastisch.

Der Gegensatz zum kolonialen System beruht selbst in der Menschenzusammensetzung auf einem Qualitätsunterschied. Dort, auf der britischen Seite, eine bloße Summe wesensfremder, widerstrebender Massen ohne jede seelische Fühlung und zum Teil ohne von einem Sinn des Ganzen zu wissen, Massen, die dumpf gegeneinander arbeiten und nur zusammengehalten werden von der zwingenden Zähigkeit der einen hellen und stählernen, doch in ihrer Anzahl weit geringeren Schicht. In Mitteleuropa mit seinen Hinterländern jedoch eine gradweise sich abstufende Gleichartigkeit weißer Nationen und Völker, von der Natur mehr oder weniger aufeinander verwiesen und dazu veranlagt, ineinander zu wachsen zu einem sozialen Gefüge, sobald sie erst der Wille zu gemeinsamer Arbeit ergreift.

* * *

Es wäre das Schlimmste, was geschehen könnte, wollten wir auf unser Verhältnis zu Vorderasien und zur Türkei unversehens die alte kolonialpolitische Methode anwenden. Keinen größeren Fehler würde es geben, als wenn wir uns verleiten ließen, diese Türkenpolitik als eine Art von Kolonialpolitik über Land aufzufassen und sie danach zu behandeln. Es wäre nicht nur innerlich falsch und verlogen, sondern auch unklug und dumm. Denn das Hemmnis der Zeitlage, die steigende Eigenmacht fremdkultureller Volkseinheiten gegenüber der abendländisch-europäischen Hegemonie, würde auch in diesem besonderen Falle einsetzen; und die natürliche Wirkung müßte es sein, daß in der Türkei Volk und Regierung sich sträuben, weil sie Ausbeutungen befürchten. Niemand dürfte es ihnen verargen.

Man hat bei uns so viel darüber geredet, daß es sich darum handele, die Türkei wirtschaftlich lebendig zu machen, um sie zu „erstarken". Nun gilt es aber auch, in organischer Bedeutung allen Ernstes danach zu trachten und ihre Kräfte in ihrer selbsttätigen Entfaltung nicht nach eigensüchtigen Wünschen zu biegen. Ein Beispiel: sollte einmal eine Zeit kommen, daß sich in der asiatischen Türkei auf Grund der mesopotamischen Baumwollen-

kultur und der Kohlen- und Erzgewinnung in Vorderasien eigene moderne Textilindustrien entwickeln, die der deutschen Textilindustrie vielleicht Konkurrenz machen könnten, so würde es ruchlos und im Sinne der wirtschaftsorganischen Totalität nicht gemeinwirtschaftlich gedacht sein, wollte man eine solche Entwicklung aus Konkurrenzangst verhindern. Man darf nur billig erwarten, daß diese jungen türkischen Industrien dasjenige an Kapital und an Geist, was sie etwa für ihre Einrichtung zur Hilfe benötigen, nicht durch „allgemeine Ausschreibungen", sondern aus Mitteleuropa und Deutschland beziehen. Mit den kleinasiatischen Gruben und mesopotamischen Petroleumfeldern und mit der ganzen Kultivierung Mesopotamiens verhält es sich nicht anders. Überhaupt wäre bei der Abhängigkeit der Türkei vom ausländischen Gelde der Gedanke durchzusetzen, daß verbündetes Kapital für die künftigen Jahrzehnte der Ausarbeitung nicht mehr zum fremden Gelde gehört, ganz entsprechend der Gemeinsamkeit des inneren Marktes. Nach Berechnungen, die Helfferich als Direktor der Deutschen Bank angestellt hatte, befanden sich beim Ablauf des Jahres 1912 beispielsweise 57% der gesamten türkischen Staatsschuld in französischen Händen, und mit nur 20% war Deutschland damals an zweiter Stelle vertreten. Dieses Verhältnis hat sich inzwischen geändert. Aber möglicherweise können die Friedensverhandlungen mit Frankreich bei der Frage nach der Kriegsentschädigung und ihrer Form eine Gelegenheit bieten, daß man darauf Bedacht nimmt, es so gründlich wie nur irgend denkbar umzugestalten.

Jeder Rückfall in kolonialwirtschaftlich orientierte Bestrebungen gegenüber einem der Teilhaberstaaten würde im voraus alles zweifelhaft machen. Denn er verletzt den genossenschaftlichen Grundgedanken der gegenseitigen Haftung. Es ist daran festzuhalten, es ist immer wieder zu betonen und zu unterstreichen, daß die Wirtschaftlichkeit auch der Türkei und unsere Teilnahme an dieser Wirtschaftlichkeit für uns nicht selbst Kolonialbetrieb ist, sondern hineingestellt werden soll in das innere Leben einer genossenschaftlichen Einheit, deren Struktur sodann erst

jedwedes künftige Kolonialwesen trägt und bestimmt. Dadurch würde dieses Kolonialwesen, das man etwa hinübernähme in die kommende Zeit oder das von neuem aus ihr entstünde, gegen früher auf eine andere Basis gebracht.

Es vereinfacht sich. Statt die Grundlage eines wirtschaftsimperialistischen Lebens und seiner Macht zu sein, wie im alten System, erscheint es als Begleit- und Nebenerscheinung oder als eine Bewahrheitung dieses Lebens und dieser Macht: ein bloßes Ergebnis der Steigerungen ihrer Lebensintensität. Da das neue Wirtschaftsreich ein Organismus sein will und die Keime seines Wertes in den eigenen „organischen" Kräften behält, da es gewissermaßen sich konzentriert und nur Energien ausstrahlt, um sie durch Kolonialpolitik bestätigt zu sehen, so würde diese Kolonialpolitik überhaupt aufhören, ein eigentümliches Dasein zu führen. Sie hätte sich mit ihrem Dasein nach dem ganzen Charakter, nach den Bedürfnissen und Anlagen eines anderen Imperialismus zu richten. Und dieses ist hierin der springende Punkt: der Charakter der räumlichen Abrundung und Konzentration, des Zusammenhanges im Raume, überträgt sich auf die kolonialpolitische Geographie. Die organische Gliederung setzt sich im Kolonialwesen expansiv fort. Dieses Kolonialwesen wird nicht weiter reichen wollen, als der natürliche Wirkungsradius reicht. Von selber hält es dort inne, wo er ein Ende hat oder durch naturgemäße Schranken begrenzt wird.

Wirkungskräfte sind vom Zentrum aus zu erfassen, will man sie abschätzen können. Und damit bricht es von innen her auf, daß der Mitteleuropa- und Berlin—Bagdad-Gedanke schon in seinem Ursprunge mehr wäre, als ein wirtschaftliches Projekt, daß er nicht nur politische Folgen, sondern auch rein politische Voraussetzungen hätte. Die Voraussetzungen dieses Wirtschaftsimperialismus liegen in seiner imperialistischen Besonderheit, in der Genossenschaftsmethode seiner Organisation. Denn die genossenschaftliche Organisation wäre mit der Wirtschaftsgenossenschaft, die sie hervorbringt, keineswegs einerlei: ihre Methode bleibt nicht auf die wirtschaftliche Lebenssphäre beschränkt und die

Wurzeln dieser Methode beruhen in psychologischen Faktoren einer allgemeinpolitischen Haltung.

Gewiß hätte jene genossenschaftliche Organisation ihren unmittelbaren, ihren bestimmtesten stofflichen Ausdruck in einer Genossenschaftswirtschaft. Aber es liegt auf der Hand, daß dieser Genossenschaftswirtschaft noch etwas anderes vorhergehen müßte, das sie seelisch ermöglicht, nämlich der genossenschaftliche Wille an und für sich, der Wille zum Bündnis, zur Dauer des Bundes und gegenseitigen Verpflichtung, d. h. der politische Entschluß zu einer Vergesellschaftung dieser Staaten und Völker, die erst daraufhin übereinkommen können, gemeinsam ihre materiellen Interessen zu regeln. Die tiefste und eigentliche Bedeutung des mitteleuropäischen Bundessystems läge eben in diesem Moment, daß europäische Völker und Staaten überhaupt „vergesellschaftet" werden. Denn das setzt eine Seelenlage voraus, nach der sie auf einer nicht mehr nationalen und noch nicht internationalen Stufe ein Gefühl der Zusammengehörigkeit und Verbundenheit haben. Mit anderen Worten: wie der Staatenbund Mitteleuropas in seiner Gesamtheit von der Nordsee bis zum persischen Golf den europäischen Markt produktionswirtschaftlich kristallisieren würde, so würde er unter den kulturpolitischen Energien diejenige Abstimmung sein, in der sich ein europäisch bewußtes Lebensstadium einfinden kann. Oder umgewendet nach außen: der mitteleuropäische Staatenverband bedeutet die wirtschafts- und machtpolitische Konsolidierung Innereuropas zu einem Massiv.

Damit stellen sich die politischen Folgen ein. Für uns selber hätte ein solches Ereignis die Wirkung, daß es unsere Politik auf ihre natürlichen Machtgrundlagen im Innern Europas zurückführt. Aber seine allgemeine und grundsätzliche Folge, sozusagen das objektive Geschichtsergebnis wäre immerhin mehr: dieses Massiv, als die erste Vorbereitung oder fragmentarische Form eines europäischen Mächtekomplexes, würde eine innere Umschaffung des Weltmachtfaktors Europa in Gang bringen können. Das ist der wesenhaft politische und gleichsam überwirtschaft-

liche Wert des Imperialismus, um den es sich hier für uns handelt, daß er mit seinem Raumcharakter und durch seine genossenschaftliche Organisation die eigentümlichen Kräfte des Europäertums wiederherstellt „gegenüber der Welt“. Und daß er unserer eigenen Politik, wenn sie sich anheischig macht, ihn in die Hand zu nehmen oder zu leiten, am Ende ein europäisch bestimmtes Bewußtsein eingeben sollte. Eine Verwirklichung des europäischen Bewußtseins mit der nationalen Politik, das sei unsere Sendung. Wie dieses in der Tat unsere Sendung sein würde, haben die Feinde, hat besonders England unter unseren Feinden längst besser erkannt als wir selbst. Denn die übernationale Lebenseinheit des Mitteleuropäertums trifft nicht nur wegen ihres türkischen Programms mindestens ebenso hef ig auf den englischen Widerstand, wie auf den Rußlands, sondern sie ruft diese Todfeindschaft schon durch die einfache Tatsache ihres Daseins hervor. Sie ergäbe eine Rumpfbildung des Festlandes von so starkem Rückgrat, daß sie die Einwirkung Englands auf den europäischen Kontinent und damit überhaupt die englische Autorität mit Notwendigkeit abstellen müßte. Das heißt: die Machtposition des englischen Staates würde auf die außereuropäische, in sich widerspruchsvolle Struktur des britischen Reiches hinausgewiesen und ihr vollends überantwortet werden; und in der Folge erschiene indirekt und mittelbar die interkontinentale Weltmission, an die England hartnäckig glaubt, gerade auch von Europa aus in Frage gestellt. Denn sobald es sich in Bewegung setzt, dieses Massiv, hätte es außerhalb Europas nicht mehr bloß staatliche oder nationale „Interessen“ zu vertreten, sondern europäisches Leben, und auf jeden Fall einen Geist seiner innereuropäischen Kraft.

Wo aber kann diese Kraft in der kolonialpolitischen Atmosphäre noch eine europäische Sicherheit der Aufgaben antreffen? Dort, wo ihre eigentümliche Tendenz ihr solche Aufgaben stellt. Mit der einen Ecke seines unmittelbaren Bereichs schiebt sich jenes Massiv auf einen Zusammengriff der alten Kontinente hinaus. Es verfügt über die Festung des frühgeschichtlichen Erdkreises. Die

Alte Welt hat man ihn einstmals genannt. Da der Vierbund mit seinen südöstlichen Ausfallstoren dermaßen die Alte Welt „strategisch beherrscht", so öffnet sich die ganze ursprüngliche Sphäre unseres politischen Lebensbildes seinem herrschenden Einfluß. Dieser Einfluß käme aus dem Innern hervor und wäre gesichert.

Die Lage verpflichtet direkt zu einer Erneuerung der entwicklungsgeschichtlichen Tradition „Alte Welt".[1]) Sie setzt sie in den mitteleuropäischen Gedanken hinein. Damit stellt sie diese Tradition wie ehemals wieder unter die Obhut europäisch bewußter und im Innern Europas verwurzelter Kraft, und den europäischen Funktionen im Erdraum schenkt sie ihre volle Heimat zurück. Sie gibt ihnen ihre geschichtsgeographische und zukunftspolitische Form: wo die Alte Welt aufhört, hat von Natur wegen der Wirkungsradius europäischer Kräfte ein Ende. Beides, die Leistungsmöglichkeit und der Wille zur Leistung, würden einander entsprechen und aufrechterhalten.

Nennt man eine solche Politik dann Kolonialpolitik, so ist hier-

---

[1]) Dieses Moment hat einer Schrift von Arthur Dix den Namen gegeben: „Die Wiedergeburt der Alten Welt" (Verlag Das größere Deutschland G. m. b. H., Dresden 1916). Auch Dix rückt die Wahrheit in den Mittelpunkt, daß die Verwirklichung des Mitteleuropa- und Berlin—Bagdad-Gedankens für uns „am Ende die politisch entscheidende Errungenschaft dieses Krieges" (S. 124) sein würde. Aber in der Einstellung dieses Gedankens, wie sie die Fassung des Themas bezeichnet, liegt gleichzeitig der Grund nicht nur für den eigentümlichen Wert des Buches, sondern auch für seine schiefe Einseitigkeit. Denn der Verfasser verlegt die Entwicklungskraft und damit den weltgeschichtlichen Sinn des Problems zu sehr in seine außereuropäischen Expansionsmöglichkeiten kolonialpolitischer Natur. Die eigentliche Bedeutung des mitteleuropäischen Staatsverbandes, eine Abkehr vom Geiste der Kolonialwirtschaft und der innereuropäische Kristallisationskern für ein künftiges Europa zu sein, wird damit eben verschüttet. Er erscheint gewissermaßen nur noch als kolonialpolitisches Sprungbrett. — Im übrigen sei bemerkt, daß die Schrift sich in ihrem wirtschaftspolitischen Stoffe gern und besonders mit den Zukunftsaussichten des größeren Bulgariens beschäftigt.

mit ihre Unterordnung unter bestimmte europäische Gesichtspunkte erfolgt. Diese Gesichtspunkte ergeben sich aus der Situation.

* * *

Die Grenze der Alten Welt läuft Amerika gegenüber durch den Atlantik, und im Osten verläuft sie ungefähr da, wo die Meere mit den anliegenden Landkomplexen sich scheiden: wo die Straße von Malakka und die Sundastraße den Indischen vom Stillen Ozean trennen. Was jenseits liegt, geht uns politisch nichts an. Es ist das natürliche Wirkungsgebiet anderer Kulturen und Rassen, und alles Europäische erscheint ihm wesensentgegengesetzt und fremdkontinental.

Als der Krieg anfing, fielen unsere pazifischen Kolonialbesitzungen dahin wie herbstliche Blätter. Dem geheimnisvollen diplomatischen Druck, den die Vereinigten Staaten auf Dänemark wegen der westindischen Inseln ausübten, mußte sich dieses dänische Mutterland fügen. Nicht nur, weil es machtlos und klein ist, sondern überhaupt als europäischer Staat. Denn als europäischer Staat ist es der nordamerikanischen Union gegenüber in Amerika selbst eben machtlos. Genau so, wie das weit stärkere und kolonialpolitisch erfahrene Spanien im Cuba-Krieg bloß die Ehre zu wahren vermochte. Den Holländern würde es mit Curacao, wenn es einmal dahin käme, nicht besser als den Dänen ergehen. Und den Franzosen mit ihrem anamitischen Reiche nicht besser als uns. Sobald irgend eine pazifische Macht, die das Zeug dazu in sich fühlt, auf den Gedanken kommen sollte, den anamitischen Kolonialbesitz haben zu wollen, könnte die französische Republik sich nicht erfolgreicher wehren, als Spanien gegen die Vereinigten Staaten. Wie der amerikanische Kontinent mit seiner alten Front nach Osten schon längst ein Kräftespielraum für sich ist, so ist auch der pazifische Komplex dieses Erdballs ein Kräftespielraum für sich. Oder vielmehr: der Spielraum auf ihm geborener und zum Widerstreit gezwungener Kräfte, deren Lebenskampf unser politisches Gefühl von Rechts

wegen kalt lassen sollte. Wir dürfen ihn höchstens — mittelbar, ohne seelische Anteilnahme und gleichsam ohne eigenes politisches Ziel — für rein europäische Zwecke ausnutzen.

Das Randgebiet des Stillen Ozeans entwickelt sich immer mehr zur Einheit eines selbständigen Erdkreises. Zu der Sonderwelt der Gelben und der angelsächsischen Art. Aber näher, als der Ausgang ihrer innerlich notwendigen Zwietracht, berührt uns Europäer heute die Frage, wie sich dabei der im Angelsachsentum vorhandene Dualismus ausgleichen wird.

Ohne Frage gibt es einen gesamtangelsächsischen Lebensbereich, der ebenso das Nordamerikanertum, wie die überseeischen Briten und eigentlichen Engländer umgreift. Und ohne Frage gibt es auch ein Bewußtsein davon unter allen englisch redenden Völkern, das Bewußtsein einer Zusammengehörigkeit, die rassenhaft bestimmt und kulturell pointiert ist. Selbst die eigentlichen Engländer und gerade sie, die Urangelsachsen, fühlen sich ganz und gar nicht mehr als Glieder einer europäischen Rasse. Für das englische Gemütsleben ist der Angelsachse nicht etwa „Germane", sondern eine insulare und interkontinentale, überseeisch gewordene Besonderheit, die sich vom festländischen Europäertum scharf unterscheidet. Der Kontinentale germanischer oder lateinischer Zunge gilt dem englischen Menschen als fremdblütig und in Wahrheit kaum mehr, als irgend ein farbiger Mann. Dagegen der Australier oder Nordamerikaner gilt ihm — mit einem gewissen Gefühl sozialer Distanz — im wesentlichen als seinesgleichen. Die Angelsachsen verstehen unter diesem alten germanischen Stammesnamen ihre eigene, nachträglich entwickelte und zu etwas Neuem gewordene Art, die ihnen den alteuropäischen Rassengruppen gegenüber als eine zum mindesten nebengeordnete und jedenfalls selbständige Menschheitsgattung erscheint. Ihre anthropologische Eigentümlichkeit, die sie für sich zur Ueberlegenheit machen, ist ihnen subjektiv ein unumstößliches Faktum. Obgleich eine solche Auffassung sich naturwissenschaftlich kaum halten ließe, drückt sie doch, da sie das Lebensgefühl vollkommen beherrscht, ein tatsächliches Vorhandensein aus. Ein

Vorhandensein, dem geistige Kulturwirklichkeiten zugrunde liegen oder entsprechen. Es wäre eine schwierige Frage und der Untersuchung wohl wert, wie sich im heutigen England, dem Heimatlande Shakespeares und Carlyles, unter den kulturell wirksamen Seelenkräften die alten englischen, europäischen Elemente und die außereuropäischen, allgemein-angelsächsischen Elemente vermischen, in welcher Weise sie sich zueinander verhalten und bis zu welchem Grade auch hierin, und zwar gerade durch diese Mischung, ein Art- und Rangunterschied dem festländischen Europäertum gegenüber empfunden wird. Wenigstens in den politisch bewußten Gefühlen der Engländer lebt schon seit Jahrzehnten ihre angelsächsische Solidarität und der Rangunterschied dieser Solidarität gegenüber Europa. Das ist einem jeden geläufig, der die englische imperialistische Literatur des letzten Menschenalters auch nur einigermaßen kennt. „Frankreich und Deutschland und die anderen können nicht hoffen, in den endgültigen politischen Abrechnungen des nächsten Jahrhunderts eine andere als eine höchst unbedeutende Rolle zu spielen. Die Zukunft scheint unserem eigenen Volksstamme — innerhalb des gegenwärtigen britischen Imperiums und in den Vereinigten Staaten von Nordamerika — und den Russen vorbehalten zu sein", schrieb Sir Charles Dilke in seinem bekannten Buche „Problems of Greater Britain" (1890).[1] Dilke sah dabei ausdrücklich von einer Unterscheidung zwischen Nordamerikanern und Engländern ab, die „wesentlich ein einziges Volk sind". Diese politische Solidarität des Angelsachsentums ist eine Gefühlstatsache, die auch den Trieb zu einheitlichen Handlungen hat, wie der Krieg es bewies. Dennoch bleibt sie in ihren Willensmomenten dualistisch gespalten. Schon deswegen, weil sie von zwei staatsrechtlich getrennten Mächten vertreten wird: eben vom britischen Reiche und von der Union.

Durch seine überlieferte Stellung als regierendes Ursprungs-

---

[1]) Näheres darüber bei Gustaf F. Steffen, „Weltkrieg und Imperialismus" (Jena, Eugen Diederichs, 1915), S. 67 ff.

volk im britischen Reiche hat das europäische England immer noch die Vormacht des Gesamtangelsachsentums in der Hand. Auch die Union erkennt Englands angelsächsische Autorität und führende Rolle der Sache nach an. Aber es ist Gemeingut aller politischen Weisheit, daß am Stillen Ozean die unmittelbare Nähe der Union und der Vorsprung ihrer unmittelbarsten Lebensinteressen, daß überhaupt der Zwang ihrer in jeder Beziehung massigen Überlegenheit gerade da ihr einmal eine Führung aufnötigen könnte. Durch die bloße Tatsache ihres Daseins und der Beschaffenheit dieses Daseins ist sie dort exponiert. Sie wird am ehesten getroffen von einer Gefahr, und je größer die Gefahr, desto mehr muß ihre Verantwortung steigen. In gewissem Sinne hat Nordamerika die Führung bereits übernommen, als es durch seine kapitalistischen Kunststücke Chinas indirekte Beteiligung am Kriege bewirkte. Indem es die Furcht des chinesischen Reiches vor Japan benutzte, suchte es dieses Reich für das angelsächsische Gemeininteresse mit Beschlag zu belegen. Es tat genau dasselbe, was England im Jahre 1915 mißlang. Doch innerhalb des angelsächsischen Gemeininteresses gibt es im Verhältnis zwischen England und der Union somit schon Ansätze zu einer Art von Rivalität. Diese Rivalität wird nun erst dadurch richtig in die politischen Wirklichkeiten gebracht, daß ebenfalls gerade in der pazifischen Welt das englische Interesse und das angelsächsische Gesamtinteresse sich keinesfalls decken. Denn neben der Überlieferung, die ihm dort die Aufgabe zuweist, für das Angelsachsentum das erste Wort zu behalten, ist Englands Position am Becken der pazifischen See einfach interozeanische Flotten- und Kolonialpolitik. Beide Interessenrichtungen sind allerdings geschichtlich miteinander entstanden. Dennoch gehen sie jetzt auseinander, da sie in der modernen Zeit auf einem Gegensatze in der Entwicklung beruhen. Es ist der Gegensatz zwischen dem neubritischen und dem spezifisch englischen Imperialismus, der mit den zwei verschiedenen Auffassungsweisen des Hochschutzzollsystems übereinkommt: jener Unterschied des kommenden Imperialismus einer aufsteigenden

Geschichtsperiode vom kolonialpolitischen Imperialismus des bisherigen Stils. Jeder weiß, wie in der Japanfrage der angelsächsische Nationalgedanke Australiens und die englische Ostasienpolitik sich schon heute nur schwer und kaum noch ineinander zurecht finden können. Nichtsdestoweniger bleiben beide Interessenrichtungen, weil sie zusammen entstanden sind, für England selber in einer gegenseitigen Wechselbeziehung, die sich an seinem Herrschaftswillen orientiert.

Das Mutterland kann als europäischer Staat seinen kolonialpolitischen Imperialismus in der pazifischen Sphäre gegenwärtig nur noch deshalb fortführen, weil es durch seine „allbritische" Reichsmacht, d. h. zuletzt durch die angelsächsische Autorität, über die es verfügt, sich dort gleichsam auf einheimische Kräfte zu stützen vermag: eben auf die Dominions. Aber gerade diese Dominions sind der Sitz für den selbständigen Überseecharakter im Gedanken des Allbritentums. Sie führen ein eigenes Leben. Es wachsen in ihnen Schwerpunkte heran, die sich nach eigenem Gewichte bewegen, so daß ihr britischer Charakter einmal einen kanadischen oder australischen Nationalismus über das europäische Engländertum stellen könnte. Womit das allgemein-angelsächsische Wesen vom Engländertum sich emanzipiert. Einer solchen Loslösung oder Verschiebung stünde bei den Dominions nur der Respekt im Wege, den sie vor der englischen Regierungsgewalt im Gesamtreiche haben, und dieser Respekt wird ebenso von der Achtung vor Englands Seemacht und Kolonialherrschaft aufrechterhalten, wie andererseits der Wert der Dominions als zuverlässiger Basis eben diese Seemacht und Kolonialherrschaft aufrechterhält. (Weitaus der größte Teil der Südseeinseln ist im Besitz Englands.) Das englische Mutterland verfährt so geschickt und ist darauf angewiesen, so geschickt verfahren zu müssen, daß es seinen allbritisch-angelsächsischen und seinen kolonialpolitischen Imperialismus in der pazifischen Welt gleichzeitig, abwechselnd und gegeneinander, als Zweck und als Mittel verwendet. Aber in keinem Punkte treffen Zweck und Mittel in eins. Sie kreuzen sich nur immer wieder. Diese Kreuzung müßte zu

einer akuten Konfliktsmöglichkeit werden, sobald die tatsächliche Kraft des englischen Herrschaftswillens nicht mehr ausreichend ist, sie zu einem Knoten zu knüpfen. Und vielleicht darf es zweifelhaft sein, ob England noch die Kraft hätte, alle Verflechtungen ganz zu durchgreifen, falls der Konflikt von außen her zur Entladung gebracht werden sollte. Bei der nordamerikanischen Union würde beides, Mittel und Zweck, nationale Machtentfaltung und Selbstbehauptung der angelsächsischen Welt, zusammenfallen in eine und dieselbe politische Idee. Darum liegt in der Ostasienpolitik und am Becken des pazifischen Ozeans die eigentliche Gefahrzone für Englands Anspruch auf seine Stellung als repräsentative angelsächsische Macht.

Unterrichtete Sachkenner sprachen mitunter davon, daß man jenseits des Kanals vielleicht daran denke oder wenigstens daran gedacht habe, aus der Chinapolitik einen Ausgangspunkt für eine „Umgruppierung" der Mächte nach dem Kriege zu machen. Dieser Einfall soll dort im Zusammenhang gestanden haben mit der Erwägung, ob es ratsam sei, die nordamerikanische Union (als sie noch neutral war) zum sogenannten Friedenskongreß heranzuziehen oder nicht. Wenn jene Vermutungen etwas Wahres treffen, so lägen die englischen Absichten deutlich genug. Die Amerikafreunde setzten sich ohne Umschweife von Anfang an dafür ein: Englands allgemein-angelsächsische Geltung und Autorität, an deren unverrückbare Stärke sie glauben, in die Zwecke des alten Kolonialsystems einzuspannen, um mit ihrer Hilfe die englische kolonialpolitische Stellung in Ostasien und am Stillen Ozean neu zu befestigen. Diese Neigung scheint sich noch mehr gegen Japan zu richten als gegen uns. Und die anderen, die den amerikanischen Einmischungen gegenüber vorsichtiger waren, verfolgten und verfolgen vielleicht noch heute das Ziel: die herkömmliche Kolonialpolitik europäischer Mächte einzuspannen in die Zwecke des neubritischen Imperialismus, damit Englands angelsächsische Vormachtstellung in der pazifischen See sich gleichsam durch die Vermittlung „gemeinsamer" Chinainteressen hindurch breiter an einen europäischen Rück-

halt anlehnen kann. Diese Neigung scheint sich gegen uns am allerwenigsten zu richten. Man soll wieder nach China und auf die Südseeinseln hinausgelockt werden, um als europäische Kraft für die zuletzt rein englische Absicht allgegenwärtig zu sein. Als für die englische Absicht eingefangene europäische Kraft soll man in Zukunft mit den eigenen Interessen und — nötigenfalls — mit dem eigenen Blute haftbar gemacht werden können.

Der Übereifer des angelsächsischen Gewissens in der Union hat diese Künste weggewischt. Aber damit ist noch nicht gesagt, daß sie nun für immer aufgehört hätten, im stillen zu spielen. Sie mögen sich unter den Oberflächen halten, um später, wenn ihre Zeit gekommen sein sollte, wieder gleißend emporzutauchen, damit sie die Deutschen verführen. Niemals darf eine solche Verführung gelingen. Denn Englands Interessen sind dem wahrhaft europäischen Interesse der Festlandmächte vollkommen fremd, und eine universale Gemeinsamkeit der Kolonialpolitik weißer Herkunft gibt es heute nicht mehr, weil es keine Einheit der weißen Rasse mehr gibt. Eine deutsche Politik, die ihrer Zentralisation im Kern Europas inne geworden ist und darüber Bescheid weiß, daß sie an der pazifischen See, wenn es darauf ankommt, doch nichts ausrichten kann, hat „aktiv" dort nichts mehr zu suchen. Sicher hatten wir den größten Irrtum und verhängnisvollsten Fehler unserer kolonialimperialistischen Sprünge begangen, als sich das Deutsche Reich — es war gegen 1898 — aus seinen afrikanischen Anfängen, die der Idee „Vom Kap bis Kairo" unbequem wurden, in den Glanz der sogenannten Weltpolitik auf dem Großen und Stillen Ozean wegloben ließ. Und es läge wenig Sinn darin, wollten wir uns mit blinden Blicken darüber täuschen, daß eben unsere Tsingtau- und Samoa-Herrlichkeit nun wieder aufgehört hat. Gewiß mag es unserem beleidigten Selbstgefühle hart ankommen, das einzugestehen; aber es hilft nichts. An dieser Kaltstellung im ostasiatischen Lebensgebiet können auch die sogenannten wirtschaftlichen Interessen nichts ändern. In Wahrheit sind sie nicht dauernd oder bedeutend und ganz und gar nicht imstande, unsere

Politik dort zu fesseln oder neu anzuziehen. Denn die Einrichtung eigener Werte in China war eine falsche Spekulation, sie scheinen jetzt unrettbar verloren zu sein. Und der deutsche Anteil am eigentlichen Außenhandel des chinesischen Reiches belief sich in der Zeit kurz vor dem Kriege auf 4 bis 5% höchstens. Es darf als feststehend gelten, daß er mit seinen Entwicklungsmöglichkeiten von der Wirtschaftsexpansion Japans mittlerweile ausgerottet wurde. Nur die nordamerikanische Konkurrenz kommt für zukünftige Dinge dort noch in Betracht.

Es hat keinen Zweck, davor die Augen zu schließen, daß der Europäer im ganzen pazifischen Gebiet mit Ostasien seine Funktion als weißer Mensch an den Nordamerikaner oder Angelsachsen abtreten muß. Das politische Bewußtsein des Nordamerikanertums wird sich mit seinem Kulturgefühl immer mehr anglisieren. Vorläufig zeigt der imperialistische Amerikanismus der Union noch zwei verschiedene Tendenzen. Eine spezifisch nordamerikanische, sehr angelsächsisch betonte Richtung, die darauf ausgeht, für „die Welt", nun sagen wir einmal: vorbildlich zu sein; und einen panamerikanischen Amerikanismus, dessen Begierde sich auf den Kontinent des Südens erstreckt. Aber beide Tendenzen vertragen sich ganz gut, die eine bedient sich der anderen. Im übrigen bezweckt die letztere von ihnen ihre Macht mehr durch wirtschaftliche, als durch kulturpolitische Mittel. Doch inzwischen hat sich dieser positiv gewordenen Monroe-Doktrin in Südamerika bereits die Drago-Doktrin (Südamerika den Südamerikanern) entgegengestellt.[1]) Dieser Widerstand drückt sie nach Norden zurück und in sich selber hinein, sodaß sich ihr angelsächsisches Wesen verdichten und seitwärts Luft schaffen muß. Damit würde der nordamerikanische Kontinent mehr und mehr die gesamte angelsächsische Lebenserscheinung ansaugen, die sich dort zentralisiert. Und indem sie das

[1]) Die Haltung Brasiliens, die nur zum geringeren Teile auf nordamerikanische Einflüsse zurückzuführen ist, beweist noch nichts dagegen. Denn die südamerikanische Führung liegt längst in argentinischen Händen.

tut, löst sie ihre Ursprungsbeziehungen zum Europäertum endgültig ab und rückt gleichzeitig, durch das Schwergewicht ihrer eigenen Lebensinteressen, die Hauptfront des amerikanischen Erdteils nach Westen. Immerhin können wir uns ein künftiges angelsächsisches Gesamtreich vorstellen, dessen Zentrum einst weder in London, noch in Washington oder Neuyork, sondern in Vancouver oder San Franzisko sein wird.

* * *

Folgendermaßen ist bereits augenblicklich die geschichtsgeographische Situation. Nicht von den Engländern, sondern von Australiern und Japanern wurden die deutschen Kolonien am Becken des Stillen Ozeans erobert. Selbst die britischen Besitzungen in diesem Gebiet werden schon heute nicht mehr von England aus gehalten, sondern von Australien, Neuseeland und Kanada aus, und die Zeit ist nicht fern, wo sie nur noch durch Kanada und Australien oder überhaupt nicht mehr zu halten sein werden. Jedenfalls nicht mehr für den eigentlich englischen Zweck. Statt bloß mit den allernächsten Jahrzehnten der Geschichtsentwicklung zu rechnen, braucht man nur in größeren Maßstäben die kommende Zeit zu übersehen, um begreifen zu können, daß es mit der Dauer von Englands kolonialpolitischer Stellung am Stillen Ozean und in Ostasien bald ebenso vorbei sein wird, wie es dort mit der deutschen Kolonialpolitik jetzt vorbei ist.

Man redet noch gern von der „Aufgabe" europäischer Mächte, China eine Wiedergeburt zu verschaffen oder es zu „kapitalisieren", damit es sich nach dem Muster der Pénétration pacifique kolonialpolitisch bewältigen ließe. Solche Versuche würden aussichtslos sein. Denn die „Wiedergeburt" dieser uralten, reif ausgewachsenen und in ihrer tiefen Reife unverständlichen Kultur einer Völkereinheit von 330 Millionen Menschen ist für Fremdkulturelle ein lächerliches Programm. Allen kolonialwirtschaftlichen Entwürfen träte aber erst einmal die nähere und mächtigere Geldkraft der Nordamerikaner entgegen. Und sodann stünde gegen beides die unleugbare geschichtliche Tatsache

auf, daß sich mit dieser Millioneneinheit und mit dieser Kultur das moderne Japan (dessen Imperium zurzeit über 72 Millionen Menschen verfügt) in jedem Sinne enge berührt und daß die japanische Wirtschafts- und Militärenergie in diese tausendjährige Masse planmäßig eindringt, um aus dem ganzen gelben Ostasien einen Weltmachtfaktor ersten Ranges zu machen. Deshalb könnte die „Freundschaft" mit Japan auch Englands ostasiatische Kolonialpolitik am allerwenigsten retten.

Gerade in den Landstrichen, die England einstweilen für sich beiseite stellen möchte als sein wirtschaftliches Interessengebiet, im mittleren Süden mit dem Yangtse-Tal, besonders im Yangtse-Tal trifft es auf den japanischen Willen. Und was es dort antrifft, ist nicht bloß lauernde Rivalität, sondern die stoßende Wucht wirtschaftsorganischer Notwendigkeiten. Denn das wirtschaftsorganische Entwicklungsgefühl, das Japan ergriff, braucht die reiche chinesische Erde. Die chinesische Erde hat Kohlen und Eisen, Zink, Zinn, Salpeter, Kupfer, Silber und Gold, und Japan hat nichts. In den oberen Bodenstrecken des Yangtse-Tales liegen die bedeutendsten, noch unerschlossenen Schätze; der von Hankau aus schiffbare Fluß geht mit dem Hafen von Schanghai ins Meer, und aus den Minen von Taje bezogen die Japaner schon in den neueren Tagen ihr Erz. Über die Mandschurei und Mongolei und ihre mineralischen Werte finden sie sich mit den Russen zurecht und mit den Widerständen Nordamerikas ab, so gut es irgendwie geht; doch sie denken nicht im entferntesten daran, das noch wertvollere Yangtse-Tal in fremde Hände fallen zu lassen. Japan selbst empfindet sich China gegenüber durchaus nicht als „fremd". Indem es dieses Land seinem eigenen, dem japanischen Eigennutz unterwirft, ruft es die organische Wirtschaftsgemeinschaft Ostasiens hervor, aus der sich eine moderne gelbe Weltmachteinheit von selber ergibt. Ob das letzte Endergebnis dann mehr japanisch oder mehr chinesisch sein würde, bleibt freilich eine spätere Frage.

Die japanische Politik ist von einer wundervollen Abrundung und Geradlinigkeit. Sie ist sich darüber so vollkommen klar,

was sie wollen muß und durchsetzen kann, daß sie für uns — wir mögen es ruhig zugeben — vorbildlich sein könnte. Es war bei uns üblich, die Einnahme Tsingtaus durch die Japaner einen Raubzug zu nennen, und sie selbst nannten diesen Raubzug, als sie ihn begannen, einen Verteidigungskrieg. Von ihrem Standpunkte aus haben sie nicht ganz unrecht. Denn sie entfernten nur einen kultur- und kontinentsfremden Gegner aus einem Gebiet, das, wie sie meinen, in die von Natur ihnen zukommende Entwicklungssphäre hineinfällt. Die Frage, ob die Japaner das zur Führung berufene Kernvolk des gelben Ostasiens, wofür sie sich halten, nun auch tatsächlich sind, haben nicht wir zu entscheiden. Doch es ist vorgekommen, daß sie von deutschen Chinaleuten die Mandschus des 20. Jahrhunderts genannt worden sind. Auf jeden Fall fassen sie ihre indirekte Beteiligung an diesem Kriege nicht als eine erobernde, um jeden Preis extensiv gerichtete Kolonialpolitik alteuropäischen Stils auf. Die Eroberung Deutsch-Ostafrikas z. B., wozu man sie in den ersten Kriegsmonaten von französischer Seite aus einlud, wiesen sie mit derselben einsilbigen Entschiedenheit von sich, mit der sie einen jeden positiven militärischen Eingriff in den eigentlichen europäischen Kampf beharrlich abgelehnt haben. Sie taten das, weil sie die Lage des japanischen Ziels und seiner Begrenzungen kennen und mit feinem Gefühl die naturgewollte Scheidung politischer Lebenssphären empfinden. Aber der Beginn des europäischen Krieges zog die europäischen Kräfte mehr und mehr aus dem Wirkungskreis des japanischen Zieles heraus, und sie benutzten die gute Gelegenheit, ihnen hinterdrein noch einen Stoß an der Stelle zu geben, die sie augenblicklich für die richtigste hielten. Wie England, durch die Forderungen des Krieges genötigt, den besten Teil seiner ostasiatischen Seegeltung leihweise an den japanischen Vorrang abtrat, ist zu einem Motiv unserer Witzblätter geworden. Und einem jeden, der es noch nicht wußte, hat es der Ostasienvertrag mit Rußland vom Sommer 1916 einleuchtend gemacht, daß die Japaner mit ihrer Hilfe an Einzelleistung und Material sich bloß auf einem Umwege die offizielle

Anerkennung, Festlegung und Dehnung ihrer nordchinesischen Position erkaufen wollten und erkauft haben. Sie schufen sich durch den europäischen Krieg für ihren ostasiatischen Gedanken und für den Austrag ihres entwicklungsnotwendigen Gegensatzes zur überseeisch-angelsächsischen Macht — in den ersten Raten gegen das britische Kolonialwesen und die Union — die Vorausbedingungen einer freien Arena.

Instinktiv befolgen sie jenes Gebot, nach dem die deutschen Kolonialimperialisten uns anlernen möchten, das Gebot, in Kontinenten zu denken. Denn das „Denken in Kontinenten" heißt nicht, Hans-Dampf in allen Gassen sein und mit dem eigenen Geschick auf sämtlichen Erdteilen experimentieren und spielen, sondern es bedeutet: tiefes Verstehen und inneres Erfassen einer geographischen Absicht in der kommenden Geschichtsperiode. Diese Absicht setzt die Erdteile und ihren Wuchs als lebendige Kräfte ein in das politische Wirken. Sie bringt zugleich eine ungeheure Ausspannung des räumlichen Vorstellens und Fühlens hervor und sinnliche Bestimmtheit, indem sie das ausgespannte Raumgefühl auf seine organischen Gegebenheiten zurückführt. Sie will eine Aufzüchtung des politischen Heimatsempfindens, damit es der kontinental vorgezeichneten Lebensbereiche inne wird und sich mit seinen Schöpfungen in sie begibt.

Mit der vollen Wirkung seiner geographischen Tatsachen reicht der mitteleuropäisch-türkische Vierbund nicht nur an den Indischen Ozean heran, sondern er greift ebenso über die Sinai-Halbinsel und das künftige Schicksal Ägyptens hinweg in das Innere des afrikanischen Erdteils hinein. Dort, wo nur tropische Länder voll wuchernder Fülle und von Gott zu ewiger Geistesblindheit verurteilte Menschenmengen darauf warten, von überlegenen Kräften Zweck und Wert zu empfangen, gibt es keine fremdkulturellen Nationen und wird es nie welche geben. Der schwarze Erdteil ist gleichsam der Alten Welt vorgelagert wie eine Terrasse. Er gehört mit zu ihrem Lebensbereich, und der Kolonialbezirk im mittleren Afrika vermag unseren Bedarf an tropischen Produkten zufriedenzustellen. Von selber bietet sich

dort ein kolonialer Komplex, das umstrittene mittelafrikanische Kolonialreich, als natürliche Ergänzung und „Ausstrahlung" an, als eine Ausstrahlung innereuropäischer Macht.

Die Heranführung an den Indischen Ozean aber würde eine solche Politik unmittelbar vor das sogenannte Problem dieses Ozeans stellen. Das Problem des Indischen Ozeans bedeutet, daß sein östlicher Rand[1]) die Grenze ist zwischen der alten und der pazifischen Welt, sei es der angelsächsischen oder der gelben: wahrscheinlich wird der künftige Kampf um seine Beherrschung einst den Ausschlag geben in einem Ringen um das Übergewicht auf diesem Erdball.

* * *

Diese Raumzusammenhänge mit der Vorderasienpolitik sind leicht zu bemerken, und darum hob man sie häufig hervor. Aber was nicht bemerkt wurde, das ist die völlige Umstellung des kolonialpolitischen Verkehrs und der Weltpolitik, die dadurch geschieht. Ihre technische Haltung erschiene verwandelt: an die Stelle des äußeren und prächtigen Sieges über die Entfernungen tritt ihre Überwindung von innen.

Wie sie den afrikanischen Kontinent als Vorland anfügt, so öffnet sie den Landweg nach dem ganzen südwestlichen Asien. Die Bagdadbahn stellt sich in ehrlicher Absicht als eine entschlossene Fortsetzung der zentraleuropäisch-balkanischen Verbindungen dar. Nun kann man es sich wenigstens denken, daß die größere Billigkeit der Seefracht dereinst von einer gesteigerten und leistungsfähigeren Technik des Eisenbahnwesens eingeholt sein wird. Sollte es einmal dahin kommen, dann wäre der Wert des indischen Seeweges von der Bagdadbahn bald überboten. Aber das würde nichts Geringeres heißen, als daß der Verkehr von Europa nach Indien und dem eigentlichen Asien sich auf seine uralte Straße zurückfindet, die er vor knapp einem halben

[1]) Es tritt hier zutage, welche große strategische Bedeutung die Inseln von Niederländisch-Indien dereinst für die gemeineuropäische Vitalität in der Welt haben müssen.

Jahrtausend verließ. Noch heute ist die europäisch-indische Verkehrsverbindung der Zentralweg im Weltverkehr überhaupt; nur der direkte Wasserweg zwischen Europa und Amerika trat neben ihre Bedeutung. Eine solche Rückkehr auf die ursprüngliche Straße in dieser Form und Gestalt würde jedoch den Landweg von Europa nach Indien erst neu erschaffen als moderne technische Handlung. Ihr Verkehrsereignis träte gewaltig zusammengedrängt und mit höchst intensiver Wirksamkeit auf gegenüber dem Einst. Löst es die Wasserverbindung, so gekürzt sie immerhin sein mag, dann tatsächlich ab, so würde das mit einem Male ein Fortschritt von solcher Heftigkeit sein, wie die Auffindung des indischen Seeweges selber es war. Eine innere Achsendrehung des ganzen Weltverkehrs, eine Umwälzung von unabsehbaren Folgen müßte sich daraus ergeben.

Nicht durch die Entdeckung Amerikas war das Kolonialsystem alten Stils zu Anfang entstanden, sondern um einige Jahrzehnte vorher: diese Entstehung und der Beginn der Erkundungen des Seeweges nach Indien fallen zeitlich und ursächlich zusammen. Der planmäßige Beginn der Entdeckungsreisen, die nach dem Vorgang Heinrichs des Seefahrers, eines portugiesischen Prinzen, König Johann II. von Portugal unternehmen ließ und die in der Fahrt des Bartholomäus Diaz bis zum Kap der guten Hoffnung (1486) ihren vorläufigen Abschluß erreichten, hatte mit seinem Ergebnis die erste Gestaltung eines Kolonialreiches gebracht. Die Idee des indischen Seewegs ist wie ein Symbol. Durch diese Idee und ihre praktischen Folgen wurde das ehemalige Handels- und Wirtschaftsleben aus den Angeln gehoben und der Grund gelegt für die merkantile Kolonialwirtschaft und ihre Zeit. Vielleicht ist diese Zeit für immer vorüber und das Kolonialsystem bricht mit seiner Wirtschaftsdenkweise zusammen, sobald der Seeweg nach Ostindien wieder seine Bedeutung verliert. Denn gerade er hatte so recht eigentlich die besondere und eigentümliche Leistung des vermittelnden Warenverkehrs ins Licht gesetzt und ihr Respekt und Ehrerbietung verschafft. Er setzte den merkantilen Vorgang in die Breite seiner Wirksamkeit

ein. Aber diese Leistung würde durch ihren technischen Umbau auf dem Weg über Land, durch die innere Vereinfachung und Versachlichung ihrer Erfolge und die Schlichtheit des rollenden Materials, alles Phantastische einbüßen und damit den besten Teil ihres anschaulichen, gleichsam dekorativen Charakters. Der Glanz des merkantilen Vorgangs und sein stolzes Gepränge schwänden dahin. Und geschieht das einmal, dann gewinnen die schaffenden Funktionen vielleicht endgültig die Ursprünglichkeit ihres Wertes zurück.

Psychologische Symptome einer solchen Wandlung liegen schon vor; denn das wirtschaftliche Lebensideal hat sich gegenüber seiner früheren Geltung, die weit ins 19. Jahrhundert hineinreichte, deutlich geändert. Besonders im 18. Jahrhundert war das wirtschaftliche Persönlichkeitsideal des Bürgertumes der „Kaufherr". In Erscheinung und Lebensführung ein Prunk, der seinen Reichtum mit Anstand zur Schau trug und sich vom Prunk der Fürsten oder Adligen mit eigenen Nuancen und einem gewissen exotischen Geruche fein abhob; ein Mohr servierte ihm Schwelgereien, während seine breiten Segelschiffe hochmütig nach afrikanischen oder west- und ostindischen Küsten fuhren. Oder, wenn die „Handlung" ein Binnengeschäft war, so stauten sich in den weiten Kellerräumen und Speichergebäuden Ballen voll fremdländischer Waren. Wir wissen von diesem Typus nur zu wenig, weil es ihn damals in Deutschland nicht gab. Herr Traugott Schröter aus Freytags „Soll und Haben" und der alte Buddenbrook Thomas Manns sind doch nur verkümmerte Nachenkel davon. Dagegen das wirtschaftliche Persönlichkeitsideal von heute ist weder der Reeder, noch der Mann von der Getreide- oder Baumwollenbörse und auch nicht der Bankdirektor, sondern der Großindustrielle. Der produktive Arbeiter, der mit seinem Gehirn die rohe Masse bezwingt, Summen lebendiger Werte in die Welt setzt und, wenn es darauf ankäme, sich vor keinem Schmieröl fürchten würde. Diesen Typus kennt man. Denn unser eigenes Land hat ihn mit auf die Beine gestellt.

Vielleicht soll der schwindende Merkantilismus nur ein Über-

gang sein und eine langwierige Zwischenentwicklung. Als er einsetzte, fuhr er aufrührerisch in die primitiven Wirtschaftsformen, die weder Massenproduktion und Arbeitsteilung im Sinne moderner Regulierung, noch Wechsel und Wertpapiere im Geldverkehr kannten. Sie sollten sich durch seine innerlich auflösenden und äußerlich entspannenden Wirkungen hindurch herausentwickeln aus ihrer Enge, Sprödigkeit und Verhaftung, um nachher wieder frei und bereit zu werden für eine Gebundenheit in welthafteren Kreisen. Das wäre der geschichtliche Sinn des Merkantilismus: ein Zwischen- und Vorspiel dieser neuen Bindung der Arbeit durch universal begrenzte Gesellschaftsgebilde zu sein. Gesellschaftsgebilde voll so umgreifender Markt- und Rohstoffgebiete, daß die organische Funktionalität in der gegenseitigen Bedingung von Produktion und Bedarf durch eine Gemeinwirtschaft von ausgespanntester Vollständigkeit des Bewegungsraums und der Mittel sich wiederherstellen kann. Wie die merkantile Manier, allenthalben bedrängt von dem jüngeren Entwicklungsreichtum dieses wirtschaftsorganischen Lebens, uns keine aufbauenden Möglichkeiten mehr bietet, unmittelbar ebenso verhält es sich in unserem heutigen Zwist zweier führender politischer Gedanken. In dem Konflikt einer Wahl oder Entscheidung zwischen dem kolonialpolitischen Imperialismus und der imperiumhaften Idee jener Vergesellschaftung von Nationen und Staaten zu einem massigen, einheitlichen Komplex. Es ringt in uns eine sinkende mit einer aufsteigenden Zeit. Denn beidemal ist es ein und dasselbe: der Trennungskampf zweier im Geiste entgegengesetzter Perioden von weltgeschichtlichem Ausmaß.

Wir können es uns vorstellen, wie eine zukünftige Geschichtsbetrachtung aus ferneren Jahrhunderten auf unsere Krise zurückblickt. Und wir können es uns weiter vorstellen, daß einer solchen Geschichtsbetrachtung aus künftigen Jahrhunderten unsere noch gegenwärtige Epoche, die man die neuere Geschichte Europas nennt, gleichfalls nur als Übergangsphase erscheint: Diese Epoche, angefüllt von der Ausbreitung der merkantilen Wirtschaftsdenk-

weise und ihrer Reize und von Kämpfen um die Bildung von Weltreichen nach dem System der Kolonialpolitik, habe eine solche Identität von „Weltgeschichte" und „Geschichte Europas" nur zu dem Zwecke bewirkt, damit sich zwischen den mannigfachen Erdteilen und Menschheitsgruppen überhaupt eine Verbindung und dadurch und daraufhin ein Zusammenhang zwischen zwei ganz verschiedenen Weltperioden herstellen könne. Im langsamen Schritt der Jahrtausende wäre unser vergehendes Zeitalter dann nur der Prozeß einer 500jährigen Keimentwicklung, in der die neue Weltperiode allmählich aus der alten entsteht. Der Übergang weit her von einem ursprünglichen Zustand auf dieser Erde, wo es überhaupt noch keine Weltgeschichte gab, sondern nur getrennte Geschichten mehrerer für sich existierender Welten, bis hin zu einer anderen Zeit, wo die voll entwickelte Weltgeschichte erst einsetzen wird. Nämlich eine Weltgeschichte als organisch gegliedertes Gesamtergebnis der Wirksamkeiten zwischen voll entwickelten, macht- und wirtschaftspolitisch ausgebildeten Lebenseinheiten oder Kulturkreisen. Für den europäischen Kontinent und für uns selber bedeutet das Mitteleuropa-Imperium des Vierbundes das erste Morgenrot dieses anderen Jahrtausends.

Die Zukunft gehört sich selbst an, und in einer möglichen Gegenwart, die geschichtlich bereits der Vergangenheit angehört, kann die Zukunft keinesfalls liegen. Hat die deutsche Nation zu entscheiden, was sie schaffen will, ob ein Kolonialreich nach der alten Methode oder das Reich der mitteleuropäisch-balkanisch-türkischen Wirtschaftsgemeinschaft, so wird sie das schaffen müssen, was die kommende Zeit von ihr fordert. Denn unsere Entwicklung hat ihre Zukunft entweder in der Richtung, die ihr der europäische Kontinent in seinem Einssein mit der Alten Welt anweist, d. h. zunächst und vor allem in mitteleuropäisch-vorderasiatischer Richtung, oder wir haben überhaupt keine Zukunft.



